



Leseprobe

Francesca Melandri
Alle außer mir
Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 12,00 €



Seiten: 608

Erscheinungstermin: 11. Mai 2020

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Francesca Melandri

Alle, außer mir

Roman

*Aus dem Italienischen
von Esther Hansen*

btb

Die italienische Ausgabe erschien 2017 unter dem Titel
»Sangue giusto« bei Rizzoli Libri, Mailand.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

4. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Juni 2020,
btb Verlag in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Copyright der Originalausgabe © 2018 by Francesca Melandri

Published by arrangement with The Italian Literary Agency

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2017

Verlag Klaus Wagenbach, Emser Straße 40/41, 10719 Berlin

Covergestaltung: semper smile, München

nach einem Entwurf von Julie August unter Verwendung
einer Fotografie © Frank Derer

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

SL · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-71686-9

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

*The circumstance of superior beauty is thought worthy
attention in the propagation of our horses, dogs
and other domestic animals. Why not in that of man?*

Thomas Jefferson

*Zur Erinnerung an Ato Channe, Ato Derebe Teferi Ingida
und Massimo Rendina, Widerstandskämpfer*

0

2012

Heute ist Attilio Profeti gestorben, und sein Horoskop lautet:

›Ein schöner und erfreulicher Tag erwartet Sie.«

Stimmt, Papà: Was gibt es Besseres, als im eigenen Bett das Leben auszuhauchen, nachdem man den Wettkampf gewonnen hat?

›Zahlreiche Chancen bieten sich Ihnen, vor allem im zwischenmenschlichen Bereich.«

Auch das stimmt: Viele Menschen sind hier, die dich verabschieden wollen.

›Nehmen Sie eine Einladung für den Abend an, es könnte eine interessante Begegnung werden.«

Nein, das glaube ich wiederum nicht. Du hast selbst nicht an ein Wiedersehen danach geglaubt, mit wem auch immer.

Ich weiß nur eins: Unter uns Lebende kannst du nicht zurückkehren. Wer stirbt, ist ein Flüchtling, ein Asylsuchender. Der einen Ablehnungsbescheid bekommen hat für den Rest der Ewigkeit.

Du wirst dein Zuhause nicht wiedersehen. Auch du bist nun *raus*.

I

2010

Über dem höchsten der heiligen Hügel Roms, dem Esquilin, liegt der Duft von Kebab, Kimchi und Masala dosa. Die Häuser hier haben hohe Decken, doch nicht immer einen Fahrstuhl. Dieses zum Beispiel hat keinen. Ilaria ist es gewohnt, die sechs Stockwerke zu Fuß hinaufzusteigen, die erzwungene Bewegung ist ihr eher eine Wohltat als eine Last. Heute aber versetzt sie den Stufen Tritte, jeder Schritt ein Fluch. Eine dichte Curryduftwolke weht durch das Hoffenster ins Treppenhaus. Sie legt sich über die Stufen und erfasst Ilaria mit voller Wucht, kann sie aber von ihrem Zorn nicht ablenken. Lässt sie nur leicht die Nase rümpfen.

Der Atem des Meeres, dem Rom trotz der eigentlich unmittelbaren Nähe gerne den Rücken kehrt, überwindet am späten Nachmittag oft die Spekulationsobjekte der Peripherie, zieht über die Viertel des Zentrums am Fluss bis direkt in Ilarias Fenster im obersten Stockwerk. In diesen Momenten weht eine Art Sehnsucht durch ihr kleines Apartment: nach Weite, nach Horizont, nach Ozeanrouten – solche Dinge halt. Viele Jahre lang wusste sie nicht, dass dies an dem Jod in der Meeresbrise lag. Einer Brise nur aus Ostia, mag sein, aber immerhin einer Meeresbrise. Doch oft genug gelingt es selbst dem Tyrrhenischen Meer nicht, die penetranten Gerüche aus den Esquilinküchen zu zerstreuen. Mehrere Male am Tag, zu jeder Uhrzeit, ziehen sie durch den bevölkerten Hof, der den gesamten Block aus mehr als einem Dutzend Wohnhäusern verbindet. Vor Jah-

ren, als Ilaria einmal mit einem Darmvirus fiebernd im Bett lag, wurde ihr von jedem Essensgeruch schlecht. Um den Brechreiz zu lindern, musste sie die Fensterritzen mit Klebeband abdichten. Im Übrigen hat jeder seine eigene Sinnesverschmutzung. In San Lorenzo und Trastevere können Anwohner nachts nicht schlafen wegen des Lärms aus den Pubs, da hat sie es noch vergleichsweise gut. Sie wohnt lange genug hier, um zu wissen, dass sie sich vor den Dünsten nicht schützen kann. Sie kann lediglich jedem unangenehmen Geruch den Namen eines Parfüms geben: Da, ein Hauch von *Eau de Maghreb*, oh, riech mal, eine kleine Wolke *Obsession d'Inde*, ah, welch ein Bouquet – gekochter Kohl und roher Knoblauch –, das muss das seltene *Korea Extrême* sein.

Nur das gedämpfte Licht der letzten Augusttage fällt ins Treppenhaus, trotz wiederholter Aufforderung tauscht der Verwalter seit Wochen die Flurlampen nicht aus. Doch auch das Halbdunkel über den Stufen vermag Ilarias Zorn nicht zu mildern.

Vor ein paar Stunden, als sie nach Einkäufen für das neue Schuljahr zu ihrem Parkplatz zurückkam, war ihr Auto abgeschleppt. Dabei hatte sie weder im Halteverbot noch auf einem Behindertenparkplatz oder in zweiter Reihe gestanden. Doch auf diesem Stück Uferstraße entlang des Tibers wird morgen der Autokorso von Oberst Muammar al-Gaddafi auf Staatsbesuch passieren. Und jedes Kind weiß, dass Diktatorenlimousinen nicht an den geparkten Wagen von Normalsterblichen vorbeifahren dürfen, nicht einmal auf einer zehn Meter breiten Fahrbahn. Also hat der Bürgermeister von Rom das Ordnungsamt angewiesen, alle Autos vom Lungotevere entfernen zu lassen, eine der letzten Parkmöglichkeiten im historischen Zentrum. Als Ilaria von ihren Erledigungen zurückkam, klaffte an der Stelle ihres alten Pandas eine Lücke, abgesperrt mit rot-weißem Flatterband.

Zuerst war sie verunsichert. Hatte sie ihr Auto vielleicht woanders geparkt? Das passiert ihr häufiger in letzter Zeit. Sie hat schon ganze Viertelstunden nach dem Panda gesucht, weil ihr Mittvierzigerin-Gedächtnis den letzten Parkplatz nicht gespeichert hat. Frustrierende, verlorene Zeit, die ihr die Laune verdüstert, als würde sich ein Eimer schwarzer Farbe in ihr Hirn ergießen. Eine Welle der Angst erfasst sie vor dem Versagen nicht nur ihrer Hirnsynapsen, sondern auch der anderen Körperfunktionen. Verrinnende Zeit, Sterblichkeit, solche Themen beschäftigen Ilaria, während sie verwirrt und nervös die Bürgersteige abläuft. Hat sie ihr Auto jedoch gefunden, sind die Sorgen wie weggeblasen. Ersetzt oder vielleicht nur überlagert von dem unaufhörlichen Gedankenstrom des Alltags. Es ist ungesund, der Urangst mehr Raum zu lassen als nötig, und Ilaria ist nicht krankhaft veranlagt.

An diesem Nachmittag jedoch merkt sie, dass sie nicht als Einzige mit leerem Blick auf die geräumte Straße starrt. Auch andere Menschen irren in der beunruhigenden Schönheit des autofreien Tiberufers auf und ab. Sie wirken verunsichert, wie unter Schock, die einzigen Überlebenden einer Apokalypse, welche die Menschheit ausgelöscht hat – oder zumindest ihre Fortbewegungsmittel. Nach denen sie nun vergeblich suchen, so wie sie.

Ein junger Mann Mitte zwanzig – dem Äußeren nach ein Student mit übertretener Regelstudienzeit, guter Lektüre und reichen Eltern im Rücken, die ihm keinen Stress machen – wusste bereits, was da passiert sein musste. Er ging auf Ilaria zu und wies auf einen handgeschriebenen DIN-A4-Zettel, der halbverborgen unter dem Laub einer Platane hing und besagte: »Absolutes Halteverbot vom 28.8.2010, 18 Uhr, bis 29.8.2010, 12 Uhr – Widerrechtlich abgestellte Fahrzeuge werden kostenpflichtig abgeschleppt.«

Ilaria sah ihn nachdenklich an. »Den habe ich beim Parken gar nicht gesehen.«

»Ich auch nicht«, erwiderte der junge Mann. »Den haben die doch absichtlich so versteckt. Die ganzen Knöllchen spülen Geld in die Kassen.«

»Schweinerei!«

»Ja. Absolut.«

Ilaria fuhr also mit den öffentlichen Verkehrsmitteln nach Hause.

Und morgen muss sie nicht nur ein horrendes Bußgeld zahlen, sondern auch ihren kleinen Panda abholen. Im Treppenhaus kann sie an nichts anderes denken als an die Odyssee, die ihr bevorsteht. Denn irgendein sadistischer Stadtplaner hat das Gelände des kommunalen Abschleppdienstes in den hintersten Winkel der Peripherie gelegt. Die Taxifahrt dorthin kostet ein Vermögen. Mit dem Bus ist man einen halben Tag unterwegs. Die einzige vernünftige Art, es zu erreichen, ist das Auto, aber das ist ja leider sichergestellt. Es gäbe noch eine vierte Option für Ilaria, nämlich sich hinfahren zu lassen. Von Piero zum Beispiel, der seit bald dreißig Jahren darauf wartet, sie an seinen Privilegien teilhaben zu lassen, wie beispielsweise an dem blauen Dienstwagen des Staatssekretärs. Auch Lavinia müsste sie nicht lange bitten, sie morgen früh abzuholen. Und es ist ja nicht so, dass Ilaria die Idee, sich Hilfe zu holen, verworfen hätte – sie kommt ihr einfach nicht in den Sinn.

Heute beneidet sie ihre Mutter. Obwohl Marella seit über einem halben Jahrhundert in Rom lebt, hat sie niemals aufgehört, Mailand als »meine Stadt« zu bezeichnen. Sie versucht gar nicht erst, ihre Verachtung gegenüber der italienischen Kapitale zu verhehlen, distanziert und kalt wie ein driftender Eisberg. Manchmal würde auch Ilaria gerne so empfinden, doch sie kann es nicht: Sie ist in Rom geboren. In Momenten wie diesem hasst sie die Ewige Stadt. Doch gleichzeitig weiß sie, dass dies das Gefühl einer betrogenen Liebhaberin ist, oder schlimmer noch einer Sklavin.

Deshalb stampft sie jetzt mit gesenktem Kopf und zorn erfüllt die Treppen hinauf wie ein Stier durch die Arena. Sie kommt im ersten Stock am Schlafsaal der Bangladescher vorbei. Im zweiten an dem illegalen Bed & Breakfast. Im dritten am rot-goldenen Glückwunschband der Chinesen-Familie, ihren engsten Verbündeten im Kampf für den Einbau eines Aufzugs. Im vierten Stock empfängt sie eine körnige Stimme.

»Ciao, Ilà.«

Durch den offenen Spalt der Wohnungstür erahnt sie ein verschwommenes, wie aus Bimsstein geformtes Profil. Ilaria ist sich sicher, dass ihre alte Nachbarin jeden Schritt auf diesen Stufen allein am Klang erkennt.

»Ciao, Lina«, erwidert sie freundlich, ohne ihren Lauf zu bremsen. Zielstrebig hält sie an der angelehnten Tür vorbei auf die fünfte, vorletzte Treppe zu. Doch Lina ist noch nicht fertig.

»Da oben wartet ein schwarzer Mann auf dich.«

Ilaria hält auf dem Treppenabsatz inne und dreht sich um.

»Was hast du gesagt?«

»Ein Afrikaner. Komplett schwarz. Er sagt, er sucht deinen Bruder. Ich wusste nicht, ob ich ihm sagen darf, in welchem Stock ihr wohnt, aber jetzt ist er eh schon oben.«

»Aha. Vielleicht ein Freund von Attilio. Danke, Lina.«

»Oh, Ilà, sollte er Ärger machen, dann schrei einfach. Ich habe meinen Enkel zum Abendessen hier, der kann dir helfen.«

»Keine Sorge. Guten Appetit, dir und deinem Enkel ...«

Ilaria geht weiter, nun aber langsamer und den Kopf nicht länger gesenkt. Als sie die letzte Treppe erreicht, sieht sie oben auf der vorletzten Stufe den Besucher sitzen. Noch bevor sie bei ihm ist, beginnt er zu reden.

»Entschuldigung. Hallo. Wohnt hier Attilio Profeti?«

Im Halbschatten fällt Ilaria als Erstes seine Hautfarbe auf, die von der gleichen Tönung wie die alten Holztüren zu beiden

Seiten des Treppenabsatzes ist. Er hat violette Lippen. Lange Beine, so dünn wie Strohhalme. Das Trikot eines berühmten Erstligaspielers.

Er sieht aus wie fünfundzwanzig, vielleicht auch jünger.

»Wer bist du?«, fragt sie.

»Ich suche Attilio Profeti.«

Ilaria zeigt auf die Wohnung des Bruders, ihrer gegenüber.

»Er wohnt dort.«

»Lebt er noch?«

»Natürlich lebt er noch!«

»Dann hat er einen Raben gegessen!«

Ilaria runzelt die Stirn.

Er erklärt geduldig lächelnd: »Das heißt, er ist sehr alt.«

Das rechte Auge des jungen Mannes ist leicht verquollen, gelb verfärbt und von Äderchen durchzogen. Doch sein Blick ist eine Gerade ohne Schlieren. Ilaria muss an Kinder denken, die in ihr Spiel vertieft sind, oder an ältere Menschen, die noch bei guter Gesundheit weder viel noch wenig reden. Bei einem so jungen Italiener hat sie ihn noch nie gesehen.

»Mein Bruder ist dreißig. Der Attilio Profeti, den du meinst, ist mein Vater und wohnt nicht hier. Und wer bist du?«

»Ich heiße Shimeta Ietmgeta Attilaprofeti.«

»Wie?«

»Shimeta Ietmgeta Attilaprofeti.«

Ilarias Kopf neigt sich zur Seite. Auf ihrer Stirn erscheinen vier Querfalten.

»Hör mal, wenn du mich auf den Arm nehmen willst ...«

»Nein. Das will ich nicht.«

Sein Italienisch ist fast akzentfrei, nur seine Ts klingen tiefsonor wie von einer Trommel.

Ilaria versucht die letzten Reste von Geduld zusammenzuraffen, die dieser schreckliche Tag ihr noch gelassen hat.

»Alles klar. Du hast auf den Namen am Klingelschild geguckt.

Aber was dich dazu gebracht hat, alle die Stufen hochzukommen, verstehe ich nicht. Los jetzt, verschwinde.«

»Ich heiÙe Shimeta Ietmgeta Attilaprofeti«, wiederholt er ohne eine Spur von Ungeduld oder Kränkung in der Stimme. »Wenn Attilio Profeti dein Vater ist, dann bist du meine Tante.«

Ilaria reiÙt die Augen auf und sieht plötzlich viel jünger aus. Sie bricht in Gelächter aus.

»Deine Tante!« Ihre dünnen Schultern zucken vor Lachen. »Das glaube ich nicht. Deine Tante!« Sie stoÙt Luft durch die Nase aus, schüttelt den Kopf und beruhigt sich wieder, ohne dass ihr Lächeln ganz erstickt. »Also, das kannte ich noch nicht. Ist die neu, die Masche? Ich habe ja schon so einiges erlebt hier im Viertel. Na gut, was soll's, du hast gewonnen.« Sie kramt in ihrer Handtasche und zieht die Geldbörse hervor. »Immerhin hast du mich zum Lachen gebracht, was heute wirklich nicht leicht war. Hier.« Sie hält ihm einen Fünf-Euro-Schein hin. »Die hast du dir verdient.«

Der junge Mann hat bei ihrem Gelächter keine Miene verzogen und macht nun keine Anstalten, das Geld zu nehmen. Stattdessen greift auch er in seine Tasche und bringt einen Ausweis zum Vorschein.

»Du hast es nicht verstanden«, sagt er, reicht ihn ihr und steht auf. Er ist weniger groÙ als gedacht, dafür noch dünner. »Das ist wirklich mein Name.«

Sie nimmt das Dokument. Einen Personalausweis. Mit olivgrünem Umschlag. Unter dem Schriftzug ETHIOPIA stehen sechs elegante Buchstaben, ganz rund, schräg und verschnorkelt. Ilaria klappt ihn auf. Auch hier ist alles in zwei Schriftarten geschrieben. In lateinischen Lettern steht dort: SHIMETA IETMGETA ATTILAPROFETI.

Ilaria gehört zu den schlanken Frauen, die gut und schlecht zugleich altern. Gut, weil sie dünn und beweglich bleiben. Schlecht, weil ihre Haut ab vierzig sie zusammen mit den

schlanken, beweglichen Gliedern wie eine gealterte Teenagerin aussehen lässt. Außerdem hat sich seit einigen Jahren ein unauffälliger, aber ständiger Schatten der Unsicherheit über Ilarias Gesicht gelegt, der ja ein Teil des Alterns ist.

Als sie jung war, stellten Ilarias große Augen, ihre teakfarbenen Haare und die gleichmäßigen Züge sie unter den Schutz des Begriffes »hübsch«, was sie zumindest gelegentlich nutzen konnte. Obwohl sie sich wenig darum kümmerte. Das ging so weit, dass sie auf der Schwelle zum mittleren Alter erleichtert war, niemals dem Fluch der großen Schönheit ausgeliefert gewesen zu sein, welche in der einen oder anderen Art auf den Männern ihrer Familie lastete. Sie weiß, dass das ihr Leben als Frau eingeschränkt, wenn nicht gar erstickt hätte. Ganz zu schweigen von dem traurigen Anblick ihrer Altersgenossinnen, die ganz mit dem bitteren Ende der jugendlichen Perfektion beschäftigt sind. Zumal Ilaria zu den Menschen gehört, die in sozialer Hinsicht wenig ehrgeizig sind, in existenzieller dafür umso mehr. Sie möchte gemocht oder sogar geliebt werden, nicht für ihr Äußeres, sondern für das, was sie *wirklich* ist. Wodurch sie oft die Einsamkeit kennengelernt hat. Und sich häufig allein schwierigen Situationen stellen musste – wie gerade jetzt.

Sie hat keine Angst. Davor, dass dieser Mann ihr etwas antun könnte. Ihr ist nicht nach Schreien zumute, wie von Lina vorgeschlagen, damit sie und ihr Enkel gerannt kommen. Es ist schlicht so, dass dieser Ausweis in ihrer Hand eine Leere in sie gerissen hat, wie etwas, das fehlt: die kurzfristige, aber totale Auslöschung jeder kausalen Verbindung zwischen Wahrnehmung und Gedankenwelt.

So steht sie versteinert da, als die Hand des jungen Mannes blitzartig wie ein Raubvogel auf sie zuschnellt. Sie hält sich instinktiv die Hand vor das Gesicht, doch er nimmt nur den Ausweis an sich und steckt ihn zurück in seine Tasche.

»Attilio Profeti weiß, wer ich bin. Frag ihn. Er ist mein Großvater.«

Ilarias Finger, die den Fünf-Euro-Schein umklammern, beginnen zu zittern. Mit der anderen Hand hält sie sich die Augen zu, während sie innerlich die helle Iris ihres Vaters vor sich sieht. Gerne wäre sie bei ihm, damit er ihr sagte, dass es Dinge gibt, die Ilaria zwar wissen soll, die aber im Gegensatz zum letzten Mal nicht dazu führen, dass sie ihre gesamte Biografie umschreiben muss.

›Oh nein‹, denkt sie, ›nicht noch einmal.‹

Fünfundneunzig Jahre Stoffwechsel, Atmen und Zellerneuerung, Gewehrsalven im Wald und Stunden im Büro, Sex, Angst, Pokerrunden, Scheidungen und Autofahrten, Kriege und Konferenzen haben aus Attilio Profetis Körper einen Schutthaufen gemacht. Hand- und Fußgelenke sind mit dunklen Blutergüssen übersät. Die Blutzirkulation erfolgt mit jedem Tag langsamer, bis sie eines Tages zum Erliegen kommen wird. Das schwammige Lungengewebe kann nicht mehr den nötigen Sauerstoff aufnehmen; neben seinem rückenverstellbaren Sessel steht eine Gasflasche, aus der er phlegmatisch inhaliert wie aus einer Wasserpfeife. Aus purer Gewohnheit pumpt das Herz weiter, schwach wie ein alter Wasserkessel. Attilio Profetis Körper ist ein Haus, das mit voller Wucht von der Bombe des hohen Alters getroffen wurde: Mauern, Wände, Zwischendecken – nichts ist verschont geblieben. Nur seine Augen sehen aus wie das azurblaue Keramikservice, das wie durch ein Wunder heil an der weitgehend zerstörten Mauer hängt. Klar konturierte Iris, schneeweiße Lederhaut, der Glaskörper noch durchsichtig. Seit er auf die hundert zugeht, hat er wieder den Blick eines Dreijährigen, ohne Geheimnisse, entwaffnend in seiner Sanftheit.

Gleich gibt es Abendessen. Der Fernseher läuft, doch niemand beachtet die Leute auf dem Bildschirm – sehr ernst, sehr

erregt –, die quasi ohne Grund große Summen an Geld gewinnen oder verlieren. Anita, auch mit siebzig noch jung, immer jung, ewig jung, durchquert mit der Gießkanne das Zimmer. Attilio folgt ihr mit dem Blick. Bloß nicht aus den Augen verlieren, sonst passiert noch irgendwas. Sie macht die Balkontür auf, und die warme Augustluft mischt sich mit der kühlen Luft der Klimaanlage. Sie gießt die Kräutertöpfe am Geländer: Thymian, Basilikum, Salbei, Majoran. Die hellen Augen ihres Ehemannes begleiten jede Bewegung. Im Sonnenuntergang ist Anitas Körper eine harmonische dunkle Gestalt. Attilio weiß, dass er mit ihr verbunden ist, aber er weiß nicht mehr genau wie.

»... beba.«

»Was sagst du, Liebling?«, fragt Anita, ohne sich umzudrehen.

Attilio starrt weiter die schlanke schwarze Figur vor dem knallrosa römischen Himmel an.

»Abeba ...«

Die letzten Tropfen rollen aus der Gießkanne auf den Majoran. Anita dreht sich lächelnd um.

»Ich verstehe nicht, soll ich dich jetzt auch ›Baby‹ nennen?«

Attilio schafft kein Lächeln. Sein Blick hat sich in der Ferne verloren.

»Mein Flammenwerfer ist ausgegangen«, sagt er.

Sie beginnt zu lachen. »Oh, Liebling ...! Schon wieder die alte Geschichte?«

Sie stellt die Gießkanne auf den Balkon und geht zu ihm. Sanft wie eine Mutter nimmt sie seinen Kopf in ihre Arme, während ihr Gesicht oberhalb ihres Mannes von einem heimlichen, stummen Gelächter geschüttelt wird. »Flammenwerfer!«

Attilios Augen werden noch größer, und er macht sich steif, ergibt sich nicht ihrer Umarmung.

»Er funktioniert nicht mehr.«

Anita reißt sich zusammen und hört auf zu lachen. Sie senkt den Kopf, schaut ihm in die Augen und streichelt sein Gesicht.

»Ganz ruhig, mein Schatz. Ich liebe dich, auch wenn dein Flammenwerfer jetzt im Ruhestand ist ... Ich werde dich immer lieben. Das weißt du doch, oder?«

Sie fährt ihm ordnend durchs Haar wie einem Kind, nimmt die Fernbedienung und hält sie auf den großen Fernseher. »Komm, wir wollen mal sehen, was in der Welt so passiert.«

Über den Fernsehschirm flimmern die Bilder einer offiziellen Trauerfeier. Dutzende schwarz gekleidete Würdenträger drängen sich im deprimierenden Barock einer großen Kirche.

»Wer ist gestorben?«

Attilios Stimme ist plötzlich klar, sein Blick völlig unvernebelt. Er ist wieder da, präsent.

»Lass mich kurz hören ...«, meint Anita. »Ach, ja: Francesco Cossiga.«

»Der Präsident?«

»Ex. Er ist schon lange nicht mehr Präsident.«

»Wie alt war er?«

»Tja, mal sehen ... da steht, er war Jahrgang '28. Also ...«

»Dreizehn.«

Anita dreht sich erstaunt zu ihm.

»Was?«

Attilios Augen glitzern fröhlich wie bei einem kleinen Jungen.

»Jünger als ich.« Er zeigt mit großer Befriedigung auf die Bilder der Trauerfeier. »Aber er ist tot. Und ich lebe.«

Anita streichelt ihn sanft. »Ja, Liebling. Du lebst. Das ist wunderbar.«

Die Nachrichten laufen weiter. Die Sprecherin mit eisblauen Augen und gleichfarbiger Jacke liest vom Teleprompter: »... Der politische Streit erfasst nun auch die Finanzierung durch die Region, hundertachtzigtausend Euro mit einer Laufzeit von zwei Jahren, die im vergangenen Februar 2010 für die Fertigstellung des Parco Radimonte in Affile genehmigt wurden, einer Kommune im Hinterland von Rom. Die Opposi-

tion verlangt die Rückzahlung der Finanzmittel, um stattdessen ein Mausoleum zu Ehren Rodolfo Grazianis zu errichten ...«

Niemand hört der Journalistin mehr zu: Anita ist in die Küche gegangen, Attilio in seinem Sessel eingeschlafen.

Der junge Attilio Profeti spricht nicht gern ins Leere. Es ist anstrengend genug, gegen den Wind anzureden. Bei seinen Erklärungen wendet er sich nur an die, die mit den Augen aufs Meer blicken, denn er weiß, wer mit einem elektronischen Gerät darauf zielt, hört kein einziges Wort. Normalerweise hat er nach der Einweisung nicht einmal Zeit, die *Chance* näher heranzusteuern, da ragt schon ein Heer aus Armen in die Luft, bewaffnet mit Handys, Videokameras und Tablets. Eine Armee elektronischer Schutzschilder, vielleicht als Verteidigung gegen diesen wundersamen Pottwal mit einem Gewicht von zwei Tonnen und acht Metern Länge, der prustet, die Flosse hebt und die stählerne Haut in der Sonne glitzern lässt.

Dann gibt es immer die, die am Ende ihr Geld zurückfordern, weil der Wal zu weit weg war oder die Sprünge der Delfine nicht spektakulär genug, vielleicht weil sie nicht gesteppt haben wie im Animationsfilm. Es sind in der Regel die Väter, die ihren Familienmitgliedern die ganze Exkursion über Vorträge halten, wie man ein Segelschiff lenkt, und dabei ständig Attilios Arbeit stören. Bestimmt könnte man gutes Geld mit einem Buch verdienen, in dem alle Segelausdrücke versammelt sind, die seine Passagiere auf gut Glück von sich geben, angefangen bei ›raffel das Gaff‹. So erhoffen sie sich, Autorität über den pubertierenden Nachwuchs zurückzugewinnen, der hingegen schon eine strenge, aber gerechte Verachtung für sie hegt. Ihnen berechnet Attilio nicht nur den vollen Preis plus Mehrwertsteuer, sondern zusätzlich eine nicht näher definierte Kraftstoffsteuer, der Codename für den Preisaufschlag ›Entschädigung für das Übermaß an Selbstkontrolle,

der allein du es verdankst, nicht im Meer gelandet zu sein, du Vollidiot.

Zum Glück besuchen ihn auch manchmal die Göttinnen des Sommers an Bord. Ihnen macht er natürlich immer einen Spezialpreis. Und an einem guten Tag kann er ihnen nach dem Ausflug noch eine Probe seiner Künste nicht nur kulinarischer Art geben, die im Bauch der vertauten *Chance* schlummern.

»So ein schönes Leben, ein Traumjob!«, rufen die Leute, wenn Attilio erzählt, womit er seinen Lebensunterhalt verdient. Ja, er weiß, dass er Glück hat. Großes Glück. Bei manchen Sonnenaufgängen in der Vorsaison zum Beispiel. Wenn die Luft nach Regen riecht und der Wind dir kalt ins Gesicht peitscht. An solchen Tagen besteigen nur Leute das Boot, die sich wirklich für Wale interessieren. Mit denen er verzauberte Momente teilen kann; eine Schwanzflosse, die durch die Dünung schlägt; eine Gruppe Delfine, die im Sonnenaufgang mit dem Kielwasser der *Chance* spielt; das uralte Auge eines Pottwals wenige Meter neben dem Heck, das klug und abgründig die Menschheit studiert.

Doch seit einigen Jahren denkt er manchmal, wenn wie jetzt der August erreicht ist, dass viele seiner Hochsaison-Passagiere viel mehr bei einem schönen Dokumentarfilm lernen würden, gemütlich zu Hause auf ihrem Sofa. Auch heute hätte er fast einen Streit angefangen. Drei Elternpaare mit je zwei Kindern. Ein Vater hatte sich mit ihm angelegt, weil er wegen des Mistrals die Exkursion abkürzen musste – nicht viel, nur um etwas mehr als eine Stunde. Als Attilio seine Entscheidung zur Umkehr kundtat, begann der Mann zu zetern, er habe den Preis für eine ganztägige Tour bezahlt. Das Meer wurde schnell wilder, und sein jüngerer Sohn war schon ganz grün im Gesicht vor Übelkeit.

»Liebling, Gianluca ist seekrank ...«, raunte ihm seine Gattin mit den Glubschaugen ins Ohr, worauf ihr Mann antwortete: »Sei still, dumme Kuh!« Dann zu Attilio: »Ich habe für die Fahrt bezahlt, also entscheide ich, ob wir bleiben oder nicht.«

Attilios Miene war undurchdringlicher als Stein, wie eine gewisse Göttin aus Mailand, die er kürzlich getroffen hatte, sagen würde. »Wie Sie wollen. Ich und mein Boot kehren in den Hafen zurück. Wenn Sie bleiben wollen, kann ich Ihnen das hier leihen.« Und er zeigte auf ein Rettungsboot. »Sie müssen es mir aber zurückbringen.«

Der ältere Sohn des zweiten Paares brach in Gelächter aus. Sein Vater sagte, er solle den Mund halten. Dann blieben alle stumm, und in weniger als einer Stunde lag die *Chance* wieder im Hafen vertäut.

Nun sind sie also ausgestiegen, und Attilio hat mit ein paar Eimern Wasser das Erbrochene des armen Jungen weggespült, der einmal genau so ein Arschloch werden wird wie sein Vater. Er hat sich eine Windjacke gegen die beinah herbstlichen Böen übergezogen und sich wie jeden Spätnachmittag in seine Pflicht gesetzt, um die Einsamkeit zu genießen. Die Sonne steht schon tief, doch fürs Abendessen ist es noch zu früh, er hat Zeit, bevor er den Fisch säubert. Ohne Eile wird er ihn zubereiten, keine Zitrone, wenig Salz. Heute ist er allein und muss ihn nicht mit Kräutern oder Soßen aufpeppen, wie es die Göttinnen mögen. Ein frisch geangelter Barsch, ein Tropfen Olivenöl, und das Glück ist perfekt. Ihm reichen die leisen häuslichen Geräusche aus den Nachbarbooten, das Klimpern der Wanten, das weiche Stampfen der *Chance* im Schutz, den dieser Hafen an der Riviera di Ponente vor dem Mistral bietet. In solch friedvollen Momenten am Ende des Tages weiß Attilio – mehr noch, wenn sich eine Göttin im Heck in der Sonne aalt: Ja, er hat Glück.

Er ist Mitte dreißig. In der Blüte seiner Jahre, so sagt man. Man muss ihn nur anschauen, um zu sehen, dass er Sohn schöner Eltern ist. Von jedem Elternteil hat er die Züge geerbt, die ihnen als jungen Menschen ihre unübersehbare physische Ausstrahlung verliehen: die gerade Nase und die langen Arme und Beine von Attilio Profeti senior, die schön geschwungenen Lippen und

Rehaugen von Anita. Nur aus diesem Grund, das weiß er genau, betrachten ihn auch seine Göttinnen – die an einem einzigen Tag so viel ausgeben können, wie er in einem Monat verdient – als einen der ihren, zumindest in der Kategorie Sex. Es ist nicht der Reiz, dass er sich mit Walen auskennt. Auch nicht die abgenutzte Patina des einsamen Seebären. All das wäre nicht genug, sähe Attilio normal aus. Der eigentliche und manchmal einzige Grund, dass sie eine Nacht mit ihm in der Kabine verbringen, statt in ihre Familienvillen oder ihre Zweimaster aus Teak zurückzukehren, die doppelt so lang sind wie die *Chance*, ist, dass sie ihn als ebenbürtig anerkennen in der ungerechten und beliebigen, doch immerwährenden und indiskutablen Aristokratie der Schönheit.

Attilio weiß, dass er diese gelungene Genmischung niemand anderem verdankt als – wieder einmal – dem Glück. Keines seiner Halbgeschwister, einschließlich Ilaria, ist mit der gleichen Schönheit gesegnet wie er. Federicos Attraktivität hat etwas Unvollendetes, wie sein Leben. Emilio hat auf seinem guten Aussehen eine Karriere gegründet und ist sich dessen vielleicht genau deshalb zu bewusst, um es mit Leichtigkeit zu behandeln. Die ständige ästhetische Selbsthinterfragung des Schauspielers, der sich nur durch den Blick der Zuschauer oder der Fernsehkameras wahrnimmt (»heute habe ich Augenringe wie Auberginenscheiben«), verhindert, dass er mit seiner Männlichkeit so selbstverständlich umgeht, wie Attilio es tut. Vielleicht hat der Vater darum über seinen Letztgeborenen eine Zärtlichkeit ausgeschüttet, die den zwei älteren Söhnen verwehrt blieb. Zu ihnen wahrte er stets eine gewisse Distanz, fast hegte er eine Art Widerwillen, und überließ sie ganz der Sorge der Mutter. Für Attilio hingegen, den Anita verborgen zur Welt gebracht hatte, nährte er jene Zärtlichkeit, die er bis dahin nur für Ilaria verspürt hatte. Als hätte er in ihm den wahren Erben seiner starken männlichen Ausstrahlung entdeckt, die sich der Bewunderung seiner Umgebung gewiss ist und die man nicht erlernen kann.

Sicher, diese Widerspiegelung wurde erst dadurch möglich, dass Attilio Profeti senior bei der Geburt seines letzten Sohnes altersmäßig bereits mehr Großvater als Vater war. Wie die alten Meister, die bereits alles gewonnen haben und ein enormes Ansehen daraus ziehen, einem neuen Talent die erste Medaille zu verleihen. Und tatsächlich gab der alte Attilio Profeti dem spätgeborenen Sohn wie eine Trophäe den eigenen Taufnamen mit auf den Weg.

Attilio zieht das Handy aus der Tasche und schaltet es an. Er muss schauen, ob jemand für die morgige Exkursion abgesprungen ist. Oder ob jemand sich Sorgen macht wegen des Mistrals, der heute herrscht. Die Wettervorhersage kündigt an, dass der Wind sich bis morgen früh wieder legt.

Das Display leuchtet auf, und das Gerät beginnt zu vibrieren, begleitet von einem Steinschlag aus Pieptönen. Eine SMS nach der anderen trifft ein, mehr als ein Dutzend: Benachrichtigungen über verpasste Anrufe, plus drei Textnachrichten. »Oh nein«, denkt Attilio, »jetzt stornieren alle ihre Buchung.«

Doch die Anrufe und Nachrichten stammen sämtlich von Ilaria.

ICH MUSS DICH DRINGEND SPRECHEN.
RUF MICH BITTE AN, SOBALD DU KANNST.
ES IST ETWAS PASSIERT, RUF AN.

Seine Halbschwester ist keine, die unnötig Stress macht. Wenn sie miteinander reden, gibt es keinen Subtext aus alten Missverständnissen, gegenseitigen Vorurteilen, Neidereien oder uralten Streitigkeiten wie mit den anderen Geschwistern. Es ist kein Zufall, dass sie beide sehr aneinander hängen, trotz ihres Altersunterschieds von zwölf Jahren und obwohl sie nur Halbgeschwister sind. Ilaria hat das einmal so formuliert: »Wenn du mit einem Verwandten keine Probleme willst, such dir einen

aus, mit dem du nur einen Elternteil gemeinsam hast.« Und so lässt sich die Konfliktfreiheit zwischen Ilaria und Attilio damit erklären, dass sie die Einzigen sind, die das Privileg hatten, nie um die Liebe von Attilio Profeti wetteifern zu müssen. Er als Spätgeborener, sie als einziges Mädchen.

Diese Dringlichkeit passt gar nicht zu Ilaria. Attilio ist besorgt und ruft sofort zurück.

Besetzt. Wahrscheinlich versucht sie es gerade erneut bei ihm, nachdem das System ihr mitgeteilt hat, dass Attilios Handy eingeschaltet wurde. Tatsächlich klingelt es einen Moment später. Er will schon »Ilaria!« rufen, da sieht er den Namen auf dem Display.

»Hallo, Mamma.«

Was taten die italienischen Mütter nur, als es noch nicht die automatische Benachrichtigung gab, sobald die Söhne ihre Mobiltelefone wieder einschalteten?

»Hallo, mein Schatz.« Die östrogene Stimme einer schönen Frau, die weiß, dass man ihr ihre siebzig Jahre nicht ansieht. »Zuerst war dein Handy aus, dann war besetzt.«

»Ich habe versucht, dich anzurufen.«

Attilio hört, wie Anita am anderen Ende der Leitung lacht. Sie weiß, dass er lügt. Er weiß, dass sie es weiß. Er weiß aber auch, dass sie es mag, wenn er so etwas sagt.

Sie fragt, wie sein Tag war. Er berichtet von den harmlosen Dingen, die man einer Mutter erzählen kann.

»Weißt du schon das Neuste von Papà?«, fragt sie dann. »Er nennt mich jetzt ›Baby‹.«

»*Baby?*«

»Ja. Seit ein paar Tagen.«

»So hat er dich doch nie genannt.«

»Nein, eben. Vielleicht lasse ich ihn zu viele von diesen amerikanischen Serien gucken. Da nennen sie sich dauernd so, Baby hier, Baby da.«

»Aber er hört doch nicht einmal zu, was sie sagen.«

»Das ist nicht wahr. Die Geschichten bekommt er sehr wohl mit, auch wenn es nicht so aussieht. Neulich gab es eine Heiratsszene, da hat er gesagt: ›Die Liebe siegt.‹ Und es stimmte: Das Paar ging durch Himmel und Hölle, aber am Ende heirateten sie.«

Attilio kennt die Hartnäckigkeit, mit der seine Mutter das Vierteljahrhundert Altersunterschied zwischen sich und ihrem Ehemann leugnet.

»Komm, Mamma. Papà kapiert nichts mehr und weiß nicht, was er sagt. Das nennt man senile Demenz. Du musst der Tatsache ins Auge sehen.«

Anita kichert wie eine Zwölfjährige, die dabei erwischt wird, wie sie den BH ihrer Mutter anprobiert. »Ich weiß genau, was dein Vater noch so alles im Kopf hat. Heute hat er zu mir gesagt ...«

»Mamma.« Attilio unterbricht sie harsch und sagt dann: »Das interessiert mich nicht.«

»Aber es war wirklich lustig ...«

»Nein. Ich habe dir schon hundertmal gesagt, dass ich von diesen Intimitäten zwischen dir und Papà nichts wissen will.«

Anita kennt die Vorteile, die konsequente Fügsamkeit mit sich bringt: Stiefväter ersparen dir nicht unbedingt die unverlangten Zärtlichkeiten, dafür aber die Schläge; die Ehemänner von anderen heiraten dich irgendwann, und sei es nach Jahren der würdelosen Heimlichtuerei; deine Kinder haben ein schlechtes Gewissen, wenn sie laut geworden sind.

»Schon gut, mein Schatz«, sagt sie also nachgiebig und ohne beleidigt zu sein. »Wie du willst. Du hast ja Recht.«

Es klappt: Attilio fühlt sich sofort schuldig, will es aber nicht zeigen. »Hör mal, Mamma, ich muss Schluss machen. Ich muss ein paar Telefonate führen.«

»Ist gut, mein Schatz«, sagt sie wieder. »Viele Küsse. Und Papà schickt dir eine Umarmung.«

›Ja, klar‹, denkt Attilio und legt auf, ›Papà weiß ja nicht mal mehr, wer ich bin.‹ Dann ruft er Ilaria an. Sie geht sofort ans Telefon, klingt erleichtert und aufgeregt. Sie erzählt, was geschehen ist: von dem afrikanischen Mann auf dem Treppenabsatz, dem absurden Namen, dem äthiopischen Personalausweis.

»Er sagt, unser Vater sei sein Großvater. Ich weiß nicht, was ich davon halten soll.«

Attilios erste Reaktion lautet: »Was ...?« Und dann: »Ist er denn schwarz?«

»Nein, er ist blond mit blauen Augen ...«, erwidert Ilaria genervt. »Attilio, er ist Afrikaner!«

»Aber pechschwarz oder nur irgendwie schwarz?«

»Wofür ist das wichtig? Das ist doch nicht der Punkt!«

»Der Punkt ist: Wie kommt er auf unseren Treppenabsatz?«

»Er meint, er habe in einem Internet-Point nach ›Attilio Profeti‹ gegoogelt. Im Telefonbuch von Rom gab es zwei Adressen. Er hat bei dir angefangen. Er hätte auch vor dem Haus unseres Vaters auftauchen können ...«

»Ach! Das sehe ich vor mir, wie er sagt: ›Großvater, gib deinem süßen Enkel einen Kuss!‹ und Papà ihm ein traumhaftes Immobiliengeschäft vorschlägt ...«

»Wie du darüber Witze machen kannst.« Ilaria senkt ihre Stimme. »Hör zu, ich kann jetzt nicht lange sprechen. Er ist im Zimmer nebenan.«

»Was? Du hast ihn in deine Wohnung gelassen?«

»Was hätte ich denn tun sollen, ihn im Hausflur stehen lassen, bis ich dich erreicht habe?«

»Du spinnst! Bist du allein mit ihm?«

»Beruhig dich. Der ist so dürr, da müsstest du dich eher um ihn als um mich sorgen. Hör zu, Attilio, dieser junge Mann hat den gleichen Namen wie Papà. Wie du.«

Das ganze Telefonat über hat Attilio seinen Blick nicht von dem weißen Glasfaserkunststoff der *Chance* abgewandt.

»Wann war Papà eigentlich in Äthiopien?«

»Keine Ahnung. Ich habe auch schon versucht, das zu rekonstruieren. Ich erinnere mich an zwei Dinge. Erstens an eine Afrikanreise, die er unternahm, als ich so ungefähr zwanzig gewesen sein mag; du warst noch zu klein, um dich daran zu erinnern. Er hatte da irgendwas mit der Arbeit zu tun. Für Casati, wie immer. Aber ob er damals in Äthiopien war, weiß ich nicht. Ich war gerade ausgezogen, und das Leben meiner Eltern war mir ehrlich gesagt ziemlich egal. Und davor gab es noch ein anderes Mal, als ich ein Kind war. Papà lebte noch bei uns, und von dir wusste niemand was. Onkel Otello erwähnte Äthiopien, und er zog eine Miene, wie ich sie noch nie an ihm gesehen hatte.«

»Was für eine Miene?«

»Als hätte er einen Stoß bekommen und würde in einen Brunnen fallen. Er, den doch ums Verrecken nichts aus der Ruhe bringen konnte. Das hat mich so beeindruckt, dass ich es noch weiß. Aber mir hat Papà nie etwas erzählt, von Äthiopien oder Afrika. Der Onkel schon, er hat in El Alamein gekämpft, das weiß ich. Von Papà weiß ich nur, dass er Partisan war.«

»Siehst du? Er hat alles erfunden. Der Personalausweis ist gefälscht, und der Typ will dich betrügen. Du musst ihn sofort wegschicken.«

»Attilio. Denk doch mal nach. Glaubst du, da lässt sich jemand einen Pass fälschen mit einem so vollkommen absurden Namen ...«

»Ich habe keinen absurden Namen.«

»Ok. Mit einem so ungewöhnlichen Namen, zu dem Zweck, die zu betrügen, die so heißen, aber auch nur die. Also genau zwei Personen in ganz Italien. Komm schon, das glaubt doch keiner. Dieser junge Mann ist der, der er zu sein behauptet.«

Attilio schweigt und drückt sich das Telefon weiter ans Ohr. Er starrt auf seine nackten Füße. Wackelt mit den Fingern, als müsse er sichergehen, dass sie zu ihm gehören.

»Aber ... wenn unser Vater sein Großvater ist, haben wir noch einen Bruder.«

»Hatten. Er sagt, er sei tot. Attilio, bitte komm sofort nach Rom.«

Attilio sieht auf. Das Spätsommerlicht fällt auf die Pastellfarben rund um den Hafen. Die Möwen kreisen mit hässlichem Kreischen über der Mole. Von der Yacht neben ihm weht ein verführerischer Duft nach Frittiertem herüber. Attilio sieht, riecht, schmeckt, aber nichts ist real. Auch nicht seine eigene Stimme, als er Ilaria fragt: »Wie weit ist Äthiopien von Südafrika entfernt?«

»Deine Geographiekennntnisse beschränken sich auf Fußballweltmeisterschaften, was? Es liegt im Horn von Afrika, du Esel.«

In einer Kleinstadt wenige Kilometer von dem Hafen entfernt, wo die *Chance* festgemacht hat, wohnt ein Senator aus der Partei von Silvio Berlusconi. Vor ein paar Jahren hat er eine Anfrage an die Regierung gestellt, für einen Betrag mit sechs Nullen den winzigen Militärflughafen in der Peripherie für Linienflugzeuge auszubauen. Obwohl der Flughafen von Genua weniger als sechzig Kilometer entfernt ist und der von Nizza noch näher, fand sein Anliegen Gehör, und das Projekt wurde realisiert. Seitdem fliegt Alitalia zweimal am Tag die Strecke Rom – Kleinstadt. Das hat für den Senator zu einer bemerkenswerten qualitativen Bereicherung seines Beziehungslebens geführt: Wenn die Sitzungen im Senat es zulassen, kann er nun häufig am Ende des Tages mit seiner Familie zu Abend essen. Dass die übrigen Sitzplätze auf fast allen Flügen an fast allen Tagen des Jahres weitgehend leer bleiben, scheint dem Verkehrsminister, der das Geld zur Verfügung gestellt hat, kein Kopfzerbrechen zu bereiten. Beahlt aus Steuermitteln, versteht sich.

Wenn Ilaria ein paar Tage bei Attilio auf der *Chance* mitfährt, nimmt sie niemals diesen Flug. Auch nicht wenn sie nur am

Wochenende frei hat, auch nicht wenn sie am Montag darauf zur ersten Stunde in der Schule sein muss, auch nicht wenn der Flug, früh genug gebucht, weniger kostet als der Zug. Sie weigert sich, dem Flughafen ihre Legitimation als Fluggast zu geben.

Attilio hat diese Probleme nicht. Er denkt anders als seine Schwester. Die Kosten für die Flugverbindung nach Rom sind den Bürgern aus privatem Interesse aufgebürdet worden? Mag sein. Aber nun gibt es ihn einmal, den Flughafen, und zwar zehn Kilometer vom Hafen entfernt, wo sein Boot liegt, warum sollte er ihn also nicht nutzen? Und vor allem: Wem würde das helfen?

»Wir sind hier in Italien«, hat er einmal zu Ilaria gesagt. »Du hast keine Lust, als Verbraucherin länger die Privatleute zu unterstützen, die sich an öffentlichen Ausschreibungen die Taschen füllen? Sehr schön, Verehrteste. Dann darfst du nicht mehr telefonieren, nicht mehr Autobahn fahren, schon gar nicht mehr fernsehen. Nimm doch nur Fiat, der ganze Stolz unserer nationalen Wirtschaft. Läuft es da etwa anders? Natürlich nicht. Das weißt du genauso gut wie ich. Bergeweise öffentliche Gelder führen zu streng privaten Profiten. Konsequenterweise müsstest du deinen Panda verschrotten. Das ist unser Land: ein Netz aus Interessen und Privilegien. Nichts anderes. Entweder du ziehst dich ganz raus, oder du spielst nicht den Moralapostel.«

Ilaria folgt der Argumentation ihres dreißigjährigen Bruders, von dem sie mehr als eine halbe Generation trennt. Widerwillig muss sie ihm schließlich Recht geben. Oder hat ihm zumindest keine Argumente mehr entgegenzusetzen. Für sie ist das Schlimmste an der ganzen Flughafengeschichte nicht die Arroganz der Mächtigen, die Gewissheit der Straflosigkeit, die systemimmanent gewordene Kultur der privaten Bereicherung durch Diebstahl zum Schaden der Allgemeinheit, sondern der

Umstand, dass sich nur wenige die Mühe gemacht haben, dagegen zu protestieren.

Sie weiß daher, dass sie sich gegenüber Attilio kaum als Lehrerin aufspielen kann. Sie hat nicht das Recht, ihm und den anderen Dreißigjährigen Zynismus, Egoismus und Oberflächlichkeit vorzuwerfen. Ihre Generation ist nicht besser. Die vorhergehende hingegen war anders: Die haben sich vielleicht in den Exzessen der Siebziger selbst zerstört, aber verflucht noch mal, wenn sie Ungerechtigkeiten gesehen haben auf der Welt, sind sie politisch dagegen vorgegangen. Ilarias Generation jedoch sieht die Ungerechtigkeiten der Welt und geht zum Therapeuten.

Und inzwischen wurde Silvio Berlusconi gewählt und wiedergewählt.

Ilaria ist trotzdem noch nie mit der Airline des Senators geflogen. Doch nun, wenige Stunden nach dem Telefonat, muss sie froh sein, dass es sie gibt. Ohne den kleinen Flughafen, der die Riviera di Ponente mit Rom verbindet, könnte Attilio noch nicht hier sein, auf dem Esquilin.

2

2008

Es ist das Jahr 2008, und der Junge ist seit etwas mehr als einem Jahr *raus*. Seit drei Jahren fließt wieder Blut in den Straßen von Addis Abeba, wieder verschwinden Menschen, wieder sind Mütter von Soldaten geschlagen worden, als sie nach dem Verbleib ihrer Söhne fragten. Die Alten wie *ayat* Abeba haben sich auf die Stirn geschlagen und gestöhnt: »Nein, nicht noch einmal!«

Jetzt steckt der Junge eingeschlossen in diesem Kasten aus Nichts. Hier wartet man, hier lebt man nicht, selbst überleben wäre zu viel gesagt. Dem Glück am nächsten kommst du mit sechs Bodenfliesen, drei sind Verzweiflung. So vergehen Wochen und Monate. So vergehen Jahre.

Bei ihm sind die anderen Verbrannten, wie die Libyer die Habescha nennen. Es ist als Beleidigung gemeint, dabei tragen sie den Namen stolz vor sich her wie eine Flagge. Ja, wir sind die Verbrannten. Verbrannt von der Reise, verbrannt vom Feuer, das uns befohlen hat, *raus* zu gehen. Wenn zwei Habescha sich begegnen, heben sie beide die rechte Hand und schlagen fest ein, damit es ein lautes Klatschen gibt. Sie umarmen sich, erkennen sich als Brüder. Denn hier, in dem großen Raum, brauchst du viele Brüder, dann entgehst du vielleicht dem Tod.

Vor drei Jahren also. Wenige Monate bevor die *talian* den von den faschistischen Invasoren gestohlenen Obelisken von Aksum zurückerstattet haben und ganz Äthiopien jubelte. Doch die Wahlen waren manipuliert, die Leute protestierten, und die Po-

lizei schoss in den Straßen von Addis Abeba in die Menge. Selbst der ehemals junge Held der Demokratie, Meles Zenawi, der Befreier vom Derg-Terror, rezitierte nur noch aus dem Drehbuch aller Diktaturen: »Wer gegen mich ist, ist ein Terrorist« – die moderne Variante vom Volksfeind. Wie beim noch heftigeren Wiederaufflammen einer nie zur Gänze besieigten Krankheit färbten die Kleider der Gefolterten sich mit Blut und Fäkalien. Diese Pestilenz, die Menschen in Luft auflöst: Männer, die nach der Arbeit in den Bus steigen und nie zu Hause ankommen. Verschwunden. Ihren Müttern und Frauen bleibt nichts als ihre Abwesenheit und die zwei Fragen: »Wo ist er?« und »Wie geht es ihm?«

»Nein, nicht noch einmal!« Wie sein Großonkel Bekele, Abebas Bruder, der auf Nakura von den *talian* ermordet wurde. Wie Ietmgeta, der Sohn von Abeba, der vom Derg eingesperrt wurde. »Ich flehe dich an, Gott, sprich zu der Welt«, murmelte *ayat* Abeba, »lass nicht zu, dass auch unsere Enkel diesen Schrecken erleben müssen.«

Shimeta und sein Cousin waren wie Brüder, mehr Brüder noch, als wenn dieselbe Mutter sie geboren hätte. Von Kindesbeinen an hatten sie zusammen gespielt und waren gemeinsam zur Schule gelaufen. Später hatten sie zusammen trainiert und waren im Morgengrauen zum Meskel Square gejoggt, hatten die Schnelligkeit in ihren Waden genossen. Und zusammen waren sie auch zu den Demonstrationen gegen den Wahlbetrug gegangen, doch nun war einer tot und der andere *raus*. Und in diesem wabernden Warten, als Gefangener in dem großen Raum, in diesem Nichts angefüllt mit Angst, wusste der junge Mann selbst nicht mehr, wer von beiden er war.

Er hatte lange überlegt, ob er *raus* gehen sollte. Selbst noch, als sie die Leiche seines Cousins nach Hause brachten. Besser gesagt, diesen Haufen kaputtes Fleisch, der früher einmal sein Cousin gewesen war.

»Nun kennen wir wenigstens die Antwort auf die beiden Fragen«, hatte *ayat* Abeba gesagt. »Er ist zu Hause, und er ist tot.« Zu dem jungen Mann sagte sie: »Versuche Gerechtigkeit zu erlangen.«

Deshalb war er nicht sofort gegangen. Eine Weile hatte er sich bedeckt gehalten, mit niemandem gesprochen. Eine Zeitlang hatte er bei Suor Giovanna gewohnt, um seine Mutter und *ayat* Abeba nicht in Gefahr zu bringen. Die anderen Schwestern stellten keine Fragen, und sie hatte ihnen nicht erklärt, warum der Junge nun im Gästezimmer des Klosters schlief. Der Regen hatte das Blut von der Bole Road gespült, die Reifen der Lieferwagen waren nicht mehr rot gefärbt. Nach ein paar Wochen schloss sich der Junge anderen Zeugen an und arbeitete an ihrer Liste mit. Suor Giovanna fuhr ihn im Auto der *Comboni-Missionarinnen* zu den Treffen; wenn sie von der Polizei gestoppt wurden, sagte sie: »Komm schon, Chef, lass mich durch, wir sind auf dem Weg, Kranke zu heilen, der Heilige Vater möge dich segnen.« Die koptischen Polizisten sind abergläubisch, auf den päpstlichen Segen wollten sie nicht verzichten.

Ein mutiger Richter koordinierte die Befragungen: Wolde-Michael Meshesha, Gott schütze seinen Namen. Er betrat sein Büro durch eine Seitentür des Gerichts, in das Suor Giovanna keinen Fuß setzen wollte. »Ich weiß von nichts«, sagte sie, »von Politik verstehe ich nichts, ich komme aus Val Seriana in der Provinz Bergamo, Italien, was gehen mich eure Geschichten an.« Dann setzte sie sich mit einer Limonade in den Garten des Hilton zwischen Parteigemälde und Faranschi: amerikanische Touristen, europäische Entwicklungshelfer, erste chinesische Auftragsnehmer. Der Junge begriff, dass diese Sprite die beste Hilfe war, die Suor Giovanna ihm leisten konnte, denn wer nichts weiß, kann nichts verraten. Im Büro des Richters versuchten sie in der Zwischenzeit, den Abwesenden ihre Namen zurückzugeben, den Verschwundenen, die nicht mehr

nach Hause gekommen waren, und denen, die gesehen worden waren, wie sie zu einem Mannschaftswagen der Polizei gezerrt wurden. Einer nach dem anderen: Wer war er, wann wurde er zum letzten Mal gesichtet, war er früher schon einmal von der Polizei verhört worden? Das dauerte seine Zeit, es ging um Hunderte von Menschen, vielleicht Tausende. Nach fast einem Jahr Recherche veröffentlichte der Richter ein Ding, das einen bedeutungsvollen Namen hatte und auf Englisch verfasst war, so dass der Rest der Welt es nicht würde ignorieren können: einen Report.

Der Report besagte, dass tatsächlich ein »Massaker« stattgefunden hatte – so lautete die Bezeichnung. Männer und Jugendliche waren bis aufs Blut verprügelt, aus nächster Nähe erschossen, stranguliert worden. Der Gewaltausbruch der Einsatzkräfte, die eigentlich für die öffentliche Ordnung hätten sorgen sollen, sei gegenüber der verständlichen Verwunderung über das Ergebnis der Stimmauszählung »exzessiv« gewesen. Und da es die Aufgabe der Richter sei, zu sagen, was richtig und was falsch ist, schlussfolgert der Report, dass dieses Blut, das drei Tage lang durch die Straßen von Addis Abeba floss – im wahrsten Sinne des Wortes floss, der Junge hatte sich eine Schuhsohle ruiniert –, nicht gerecht war.

Kopien des Reports wurden an Journalisten aus der ganzen Welt verteilt, die nach Äthiopien geeilt waren mit derselben entsetzten Faszination in den Augen, mit der sie von Hungersnöten berichteten. Der Richter aber war nicht mehr da. Er ließ sich in England interviewen, wohin er geflohen war: Nun, wo der Report veröffentlicht war, sagte er, gab es in seinem Land keinen Platz mehr für ihn.

Der Report war ein voller Erfolg. Die offiziellen Beobachter Europas fanden gewichtige und drängende Worte, bedeutungsschwer an Konsequenz: »Es ist an der Zeit, dass Europa und die USA sich darüber klar werden, dass das derzeitige äthiopische

Regime sein Volk trotz fehlender demokratischer Legitimität unterdrückt.«

Beim Klang dieser Worte empfand der Junge Freude. Wie jeden Abend sprach er im Dunkeln mit seinem Cousin. »Nun siehst du, dass dein Tod nicht umsonst war. Ich habe fast ein Jahr lang nicht zu Hause geschlafen, lag in fremden Betten und habe immer wieder das Bild deines gemarterten Körpers vor mir gesehen mit dem Wissen, dass sie mich suchen, um dasselbe mit mir zu machen. Aber jetzt gibt es den Report. Die Mächtigen der Welt haben ihn gelesen. Wir werden verstanden. Es wird Gerechtigkeit geben, und Äthiopien wird endlich eine Demokratie werden. Es war die Mühe wert, mein Bruder.«

In jenen Tagen ging der Junge mit einer dänischen Journalistin durch die Straßen der Stadt. Er übersetzte für sie aus dem Amharischen ins Englische, und er sagte zu ihr: »Bitte, erzählen Sie, was hier passiert. Wir sind nicht dumm hier in Äthiopien, wir wissen, dass der Westen die Regierung Meles unterstützt, weil er in Somalia gegen die Al-Shabaab-Miliz kämpft. Jeder, der gegen die bösen Islamisten kämpft, ist für euch ein Guter. Auch wenn er die eigenen Leute erschießt, auch wenn er wie zu Zeiten des Derg den schwarzen Hexer wiederbelebt, der Familienväter auf dem Heimweg spurlos verschwinden lässt, der junge Menschen in Fleischhaufen verwandelt. Doch nun gibt es einen Report, es gibt Zeugen, alles ist bewiesen. Die Welt weiß es jetzt und wird uns sicher helfen.« Die Journalistin machte sich viele Notizen, war immer freundlich, lernte »Danke« auf Amharisch und sagte es bei jeder Gelegenheit zu ihm: »*Amazegenalo!*«

Eines Vormittags, als er mit ihr unterwegs war, näherte sich dem Jungen ein Polizist und raunte ihm ins Ohr: »Vergiss nicht, sie geht irgendwann weg, und du bleibst hier.« Das übersetzte er der Journalistin nicht. Doch er bat sie: »Nimm mich mit, wenn du gehst.« Unter großem Bedauern lehnte sie ab, nein, leider

konnte sie ihn nicht mit nach Dänemark nehmen. Doch sie gab ihm ihre E-Mail-Adresse. Sie sagte ein letztes Mal »*Amazezenalo!*« und lächelte dabei zum ganzen Stolz der abendländischen Kieferorthopädie. Dann stieg sie mit den anderen Journalisten in das Flugzeug von Ethiopian Airlines, seit Jahren die beste Fluggesellschaft des Kontinents sowie das Aushängeschild der Regierung und ihrer Modernisierungsanstrengungen.

Die Welt wusste also Bescheid. Die Welt las den Report. Sie gab gewichtige Erklärungen ab. Dann wandte sich die Welt anderen Zuständen zu, über die sie sich empören konnte, und in Äthiopien begann man die Guten und die Bösen zu zählen.

Dass der Junge zu den Bösen zählte, begriffen auch seine Schüler sofort. Als er am Abreisetag der Journalistin in die Klasse zurückkam, empfingen sie ihn mit betäubten Gesichtern, noch bevor der Direktor ihn in sein Büro rufen konnte.

»*Teacher*«, sagten sie, »wir dürfen von dir kein Englisch mehr lernen.«

Da war Iohannis, der Junge mit dem ernstesten Blick. Tsahai, die aufgeweckteste von allen, auch wenn der junge Mann ihre Eltern jedes Jahr aufs Neue überzeugen musste, sie nicht zu Hause zu behalten, sondern in die Schule zu schicken. Chelachew, der schon den Mädchen nachschaute. Er wollte sie alle umarmen, ließ es aber bleiben. Ein *teacher* darf nicht vor seinen *schoolchildren* in Tränen ausbrechen.

»*Keep up the good work!*«, sagte er nur und verließ für immer den Klassenraum.

Draußen stand derselbe Polizist wie bei der dänischen Journalistin, er wartete auf der anderen Straßenseite auf ihn. Er hob grüßend den Arm, aber ohne ein Lächeln. »Das hat er zu Hause gelassen«, dachte der Junge, »in der Schublade mit den Messern.«

In der Kaserne ließen sie sich als Erstes alles Geld aushändigen, das er durch die Dänin verdient hatte. An alles andere von

dem dreitägigen Aufenthalt dort wollte er nie wieder denken. Auch nicht jetzt, in dem großen Raum, wo ihm nichts Lebendiges blieb als die Erinnerung und die Sehnsucht.

Es war das aufgeweckte Mädchen (»Hello, my name is Tsahai, what is your name?«, sie hatte sich als Erste von seinen Schülern zu reden getraut, mit ganz guter Aussprache sogar), das zur Mutter und *ayat* Abeba lief: Ein Polizeiwagen habe den Lehrer vor dem Schultor abgeholt.

»Ich gehe hin«, sagte die Großmutter zu ihrer Schwiegertochter. »Du bist noch jung, die Soldaten werden dich belästigen. Gott sei Dank ist mein Fleisch alt und weckt in den Männern nur noch Grauen.« So humpelte sie zu einer Kaserne, dann zu einer anderen und zu noch einer. Sie ließen sie vergeblich auf dem Bürgersteig warten, dass jemand das Wort an sie richtete – wie viele Jahre zuvor, als sie nach dem Vater ihres Sohnes suchte. Hin und wieder unterzogen sie sie sinnloser Fettschas: Was hofften sie in ihrer Handtasche zu finden, wenige Stunden nach der letzten Durchsuchung und ohne dass sie sich bewegt hatte? Eintreten ließen sie sie nie. Am Abend kehrte sie nach Hause zurück, fand aber keinen Schlaf. Erst in der letzten Nacht, der dritten, gewann *ayat* Abebas hohes Alter die Oberhand über ihre Hirngespinnste (»einen Enkel haben sie mir schon umgebracht, was tun sie *in diesem einen Moment* dem anderen an?«) und schenkte ihr ein paar Minuten Ruhe. Sie träumte, dass sie wieder jung war, leichtfüßig mit bebenden Schultern, den Bauch mit Freude gefüllt. Sie tanzte. Ein Mann, dessen Gesicht sie kannte, an den sie sich nach dem Aufwachen aber nicht mehr erinnern konnte, gab ihr einen kleinen Spiegelspiegel. Sie nahm ihn und hob ihn vor ihr Gesicht. Das Spiegelbild zeigte nicht sie, sondern das Gesicht des Mannes. »Lies«, sagte er. Auf der glatten Spiegelfläche stand nun etwas geschrieben. »Ich kann nicht lesen«, erwiderte sie. »Dann gehe zu einem, der es kann«, sagte der Mann und lächelte.

Am nächsten Tag kehrte ihr Enkel nach Hause zurück, sogar auf den eigenen, wenn auch wackeligen Beinen, genau wie ihr Sohn vor über zwanzig Jahren. Rennen konnte er nicht, doch ohne den Cousin an seiner Seite wäre ihm die Lust an der Schnelligkeit ohnehin wie eine Entweihung vorgekommen.

»Du musst *raus* hier«, sagte *ayat* Abeba zu ihm. »Und zwar schnell, bevor sie es sich anders überlegen und dich wieder holen kommen.«

Die Augen seiner Großmutter erinnerten ihn an das alte Silberkreuz des Abun, das jeden Sonntag von den Gläubigen abgeküsst wird. Der Junge wusste bereits, dass er keine Wahl hatte. Sein Leben in Addis war für immer vorbei. *Ayat* Abeba sagte es ihm, nachdem sie in seinem Schicksalsbuch gelesen hatte.

Der Mutter verschwieg er seinen Entschluss, denn was den Mund verlässt, holen selbst tausend Pferde nicht wieder zurück. Sie hätte es nicht geschafft, die Tränen zurückzuhalten, die Nachbarinnen hätten es gemerkt und mit dem Gerede hätte die Nachricht von seinem Weggehen noch vor ihm die Grenze erreicht. Wenige Stunden vor Abreise bat er sie, ihm eine Rolle aus Dollarscheinen in den Reißverschluss seiner Hose einzunähen. Die Mutter fragte, wofür, und nun erst erzählte er es ihr. Sie weinte, wie der Junge es vorhergesehen hatte, doch nicht aus Schmerz. Es waren Tränen des Glücks. Auch wenn es stimmte, dass sie ihn nie wiedersehen würde, so bliebe er doch am Leben.

Eine Mutter, die glücklich ist, ihren Sohn nie wiederzusehen, gibt ihre Zukunft auf. Sie weiß, er wird sie im Alter nicht pflegen. Der Sohn, der sich verabschiedet, verzichtet auf die Vergangenheit: *raus* zu gehen ist zu hart und gefährlich, um sich auch noch die Last der Nostalgie auf den Rücken zu binden.

Der Personalausweis lag schon bereit. *Ayat* Abeba drückte ihn in seine Hand, und er begriff, dass er sich von den anderen unterschied. Wer *raus* geht, braucht nur drei Sachen: eine E-Mail-Adresse, ein Handy und so viel Geld wie möglich. Aus-

weispapiere, falls man welche besitzt, lässt man besser für immer im alten Leben zurück; an der Grenze können sie zu einem Risiko werden. Doch auf diesem Ausweis stand nicht irgendein Name, sondern der des Vaters eines Vaters. Eine Verbindung aus Bürokratie und Stempeln zu unbekanntem Leuten, eine Linie aus Tinte, ein Band aus Blut, das von der Vergangenheit in die Zukunft reichte.

Er hatte ihn genommen und war gegangen.

Stell dir vor: Du hast einen wunderschönen Traum, kauerst dabei aber auf dem Ast eines Baumes. Minütlich musst du erwachen. Denn einerseits willst du nicht hinunterfallen und andererseits deinen Traum behalten. So ist es zu emigrieren.

Dein Ziel ist ein Traum von Glück, Reichtum und Gesundheit. Du träumst davon und hast seit gestern nichts getrunken, seit Tagen nichts gegessen, ein Soldat schlägt dir auf die Fußsohlen und schreit: »*Awala! Awala!*« und hört nicht auf, bevor du ihm nicht einen Geldschein in die Hand drückst. Trotz allem träumst du weiter, denn der Traum ist ein Feuer, das brennt und verzehrt. Es stimmt schon, dass die Habescha die Verbrannten sind; einen passenderen Namen hätten die Araber ihnen nicht geben können.

Zu Beginn ist der Weg nicht schwer. Er führt am Tanasee und an den Quellen des Blauen Nils vorbei, geht dann zwischen den von tiefen Höhlen durchzogenen Felshängen hinauf, perfekte Verstecke für die *shifita* jeder Guerilla: der damaligen gegen die Italiener, der jüngeren gegen Mengistu und seinen Derg-Terror, der heutigen gegen die Touristen, die ausgeraubt werden. Zum ersten Mal verlässt du Addis Abeba, und endlich verstehst du die Lieder, die von der Schönheit Äthiopiens handeln, dem Land, in dem Gott leben möchte. Jede Sykomore ist ein Denkmal, die ocker- und vermeilfarbenen Felsen sind die Knochen der Vorfahren, der Himmel ist die göttliche Hand, die

dich durch Wüsten und Meere aus der Gefahr hinausführt. Du befindest dich in einem Zustand stummen Jubels, der nichts von dem großen Raum weiß, in dem du jetzt feststeckst, und so soll es sein. Sonst fändest du nicht den Mut, würdest auf die Knie fallen und weinen vor Angst, würdest dich in deiner Verzweiflung ausrauben lassen. So aber genügen an der Grenze zum Sudan ein paar Scheine für die Wachposten, damit sie dich durchlassen. Es ist so leicht, das leuchtende Äthiopien für immer hinter sich zu lassen. Die Sudanesen sind nicht böse, vielleicht aufgrund der Hitze – nicht einmal die Wüste, so wirst du feststellen, ist so glühend heiß wie Khartum. Nur die Islamisten haben viel Energie und schreien dir unterwegs zu: »Knöpf dir das Hemd zu!« Hier verbringst du Tage, vielleicht Wochen. Du musst dich informieren, herumfragen, abwägen. Niemand wird jemals bemerken, dass du deine *awala* in den Reißverschluss eingenäht hast, aber du musst auch essen und trinken. Eine falsche Entscheidung genügt, und du fällst vom Baum, und dein Traum endet, bevor er begonnen hat. Vor allen Dingen musst du deinen Schlepper finden.

Du weißt, dass sie alle gleich sind. Für sie bist du nur ein Verbrannter, ein Flüchtling auf dem Weg dorthin, wo man lebt, wie man es sich hier gar nicht vorstellen kann. Vor allem weißt du, dass dein Leben in ihren Augen so viel wert ist wie ihr GPS-Handy, weniger noch, denn in der Wüste gibt es ohne GPS kein Überleben. Dennoch musst du dich für einen von ihnen entscheiden. Also gibst du dich in die Hände eines Schleppers. Wegen einer Andeutung von Müdigkeit in seinem Blick oder der Kinnform, die dich an deinen Onkel erinnert und dir ein klein bisschen weniger unmenschlich vorkommt. Du denkst: »Nun werde ich die Wüste durchqueren, so Gott will. Und wenn er etwas anderes für mich vorsieht, will ich es gar nicht wissen.«

Der Schlepper ruft seinen Partner in Addis Abeba an. Der Partner in Addis Abeba bestätigt, dass deine Familie ihm die

vereinbarte Summe *awal* ausgehändigt hat. Der Schlepper bringt dich ein weiteres Stück voran. Hat deine Familie nicht bezahlt, lässt er dich da, wo du bist, *stranded*. *Stranded* bedeutet Wasser, das aus einer löchrigen Feldflasche tropft. Zuerst hinterlässt es eine kleine dunkle Spur, dann nimmt der Boden sie auf, und zurück bleibt nichts als die Erde, die das Wasser aufgesaugt hat. Sand bist du, und zu Sand wirst du werden.

Wer die Wüste durchquert hat, kann Angst empfinden, hinterher. Wer mittendrin ist, kann das nicht. Jeder Gedanke ist darauf gerichtet, weiterzugehen. Zu überleben und weiterzugehen. Warum vertraust du dem Schlepper? Warum lässt du ihm das ganze Geld schicken, von deiner Mutter, von Freunden, Bekannten, obwohl du weißt, dass er es sich einfach in die Tasche stecken und dich zurücklassen könnte? Weil der Schlepper das GPS in der Hand hält, also dein Leben. Du bist *raus* und willst diesen wunderbaren Traum weiterträumen. Das Feuer verbrennt dich, und du musst ihm folgen. Du kannst nur weitergehen, obwohl zwischen dir und deinem Traum ein Nichts aus Sand ist, denn das, was hinter dir liegt, existiert nicht mehr.

Gott hatte gesprochen, und sein Wort hatte den jungen Mann, der einst ein *teacher* war, aus der Sahara herausgeführt, über ihre Grenze. Was ist eine Grenze mitten in der Wüste? Eine unsichtbare Linie, hinter der dich die einen schlagen, die anderen dir zu trinken geben, dir dein Geld klauen oder alles zusammen. Oder auch, wo niemand mehr ist, weil der Fahrer vom Weg abgekommen ist und man stirbt.

In einer Oase zwischen dem Sudan und Libyen – der Junge wusste nicht, auf welcher Seite der Grenze – hatte der Mann mit dem GPS gesagt: »Deine Familie hat meinem Partner in Addis Abeba nicht die *awala* gegeben, die noch fehlten, für dich ist die Reise hier zu Ende.«

›Gedankt sei dir, oh mein Gott‹, dachte da der Junge, ›dass ich aus den vielen diesen Mann gewählt habe.‹ Er wusste, dass an-

dere Schlepper ihren Passagieren diese Rede nicht in einer Oase halten, sondern auf dem Weg mitten im Nirgendwo, indem sie ihnen eine Flasche mit einem halben Liter Wasser in die Hand drücken und die Gewissheit zu sterben.

Der Junge sah sich in der Oase um und fragte sich: »Wie mag es wohl sein, hier den Rest meiner Tage zu verbringen, *stranded* für immer, in der Blutröte des Morgens, unter diesen drei struppigen Palmen und neben den ausgetrockneten Hundegerippen, die in der glühenden Luft schon nach wenigen Stunden nicht mehr stinken? Wie es sich wohl anfühlt, zu Sandknochen zu werden?« Er dachte weder an seine Mutter noch an *ayat* Abeba noch an seinen Cousin. Stattdessen fiel ihm Tsahai ein. Er hoffte aus ganzem Herzen, dass der neue Lehrer ihre Eltern davon überzeugen konnte, sie nicht zu Hause zu behalten, sondern zum Lernen zu schicken. Zum ersten Mal, seit er *raus* war, dachte er an dieses kluge und wissbegierige Kind und spürte, wie die Tränen ihm von innen gegen die Augen drückten. Die er nicht weinte, denn in der Wüste Wasser zu verschwenden ist eine Todsünde.

Wochenlang blieb er in der Wüste, vielleicht Monate, er wusste es selbst nicht genau. Er ernährte sich von Resten, die eine mitleidige Frau ihm manchmal hinwarf. Dann kam eines Tages der Schlepper mit dem gutmütigen Kinn wieder auf seiner Tour vorbei. Er zeigte auf seinen Lieferwagen und sagte zu dem Jungen: »Aufsteigen.«

Passiert war, dass der Enkel eines entfernten Cousins seiner Mutter, der vor zwanzig Jahren in die Vereinigten Staaten ausgewandert war, mit einem internationalen *money transfer* Dollars nach Addis Abeba geschickt hatte. Der Junge begriff, dass der Schlepper an ihm eine tadellose kaufmännische Rechnung aufgestellt hatte. Er hatte ihn als Kunden eingeschätzt, dem zwar das Geld ausgegangen war, dessen Familie in seinem Rücken jedoch verzweifelt versuchen würde, neues aufzutreiben.

Also hatte er ihn nicht unterwegs, sondern in der Oase zurückgelassen: An ihm gab es vielleicht noch etwas zu verdienen.

Der Junge wurde also von einem Zahntechniker aus Milwaukee, Wisconsin, aus der Wüste gerettet – wenn Gott spricht, sagt er manchmal komische Dinge. Was der Junge aber nicht wusste, als er die namenlose Oase verließ – und wie gesagt zu seinem Glück –, war, dass man von einem Nichts ins nächste fallen kann, aus einem Nichts aus Sand in ein Nichts der Verzweiflung.

Hier in Libyen gab es einen Horizont, es gab sogar das Meer. Doch kann man nicht Leben nennen, was nur aus Ungewissheit und Angst besteht. In der Wüste kannte nur der Mann mit dem GPS die richtige Richtung: Ein Weg führte ins Leben, alle anderen in einen entsetzlichen Tod. In Tripolis aber konnte dir jedes Kind die Richtung zeigen. Siehst du dort den Strand? Da lang, um das Land hinter dem Meer zu erreichen. Doch hier, in dem großen Raum, stand die Zeit still.

Nicht einmal in der namenlosen Oase hatte er sich so lange aufgehalten. Dort lag er manchmal in der Nacht, wenn der Hunger in seinem Bauch weniger arg wütete, weil die mitleidige Frau ihm wie einem Hund einen Fetzen Fleisch zugeworfen hatte, rücklings im Sand und betrachtete die Sterne. Er glaubte zu sehen, wie sie sich bewegten, ihren rasenden Lauf durch die Ewigkeit. Also das Voranschreiten der Zeit. Nicht die Zeit des Menschen, der begierig die Tage, Wochen und Monate zählt, die ihn von seinem Ziel trennen. Eher die Zeit des *stranded*, der Stück für Stück die Wünsche und Sehnsüchte ablegt, die seine menschliche Natur zusammenhalten. Ein gefährliches Voranschreiten – so viel war dem Jungen klar –, weil in seiner Vollendung die Gefahr lag, gleichgültig zu werden gegenüber dem eigenen Sterben. Doch immerhin eine Zeit: ein kosmischer, unaufhaltsamer Marsch, an dem alles und jeder teilnahm so wie er, mit weit geöffneten Augen auf dem Erdboden liegend.

In Tripolis wiederum waren die Eindrücke gewohnter Natur, abwechslungsreich und menschlich. Es gab Häuser, Geschäfte, Autos, sogar Frauenaugen, die nicht zu Boden blickten. Und doch schien alles nur dem einen Zweck zu dienen, nämlich seine Entschlossenheit zu brechen. Der Junge hatte schnell begriffen, dass es schwieriger sein würde, Libyen zu verlassen als die namenlose Oase.

Er hatte einen Schlafplatz in einem Apartment in der Peripherie gefunden. Dort lebten fast hundert Habescha, mehr als zwölf in jedem Zimmer, mit einem Klo am Ende des Flurs – ein unglaublicher Luxus von hier aus betrachtet, vom großen Raum aus. Der Eigentümer wohnte mit seinen vier Söhnen im obersten Stockwerk. Sie rauchten den ganzen Tag Hasisch, schliefen, saßen auf dem Bürgersteig herum und sahen den Nicht-Libyern beim Arbeiten zu. Wie alle Einwohner dieses Landes, so schien es dem Jungen: Auf den Baustellen, in den Häusern, im öffentlichen Nahverkehr, überall sah er nur Fremdarbeiter. Nachts tönnten die vulgären Stimmen der Frauen, die sich der Vater und seine Söhne hoch aufs Dach holten, bis hinab in die Zimmer der Wohnung. Bei dem Klang entzündete sich dem Jungen und den anderen Habescha ein Feuer zwischen den Beinen, und sie phantasierten von ihren Frauen zu Hause oder von Filmdiven. In Addis Abeba hätte er sich an der Schnelligkeit und dem Rhythmus der Muskeln berauscht, doch hier war das zu gefährlich. Wie lange er nicht mehr gelaufen war.

Der Junge ging so wenig wie möglich aus, nur um Essen zu besorgen und zum Internet-Point. Das Essen kostete zum Glück nicht viel, für einen Dinar bekam man vierzig Brote. Wann immer es ging, schaute er in seinen E-Mail-Account. Als sie erfuhr, dass der Junge lebend in Libyen angekommen war, dankte *ayat* Abeba im Namen des Herrn dem Zahntechniker aus Milwaukee, Wisconsin.

Vor allem beobachtete der Junge das Wetter. Die Habescha in der Wohnung warteten begierig darauf, das Meer zu überqueren, eine fieberhafte Aufregung hielt sie im Griff, die offenbar mehr der Physis entsprang als ihrem Willen. Auswandern ist allumfassend und zugleich sehr banal: Wenn ein Wesen an einem Ort nicht mehr überleben kann, stirbt es oder geht weg. Menschen, Thunfische, Störche, galoppierende Gnus in der Savanne. Auswanderungswellen sind wie die Gezeiten, wie Stürme, wie die Umlaufbahnen der Planeten, wie Geburten, sie lassen sich nicht aufhalten. Und schon gar nicht mit Gewalt, obwohl dies eine weitverbreitete Illusion ist.

Gewalt gab es in Tripolis zuhauf. Der Junge ging nie allein zum Markt, zu riskant für einen Habescha. Es gab Polizisten und gewalttätige Banden. Und auch Gangs aus sieben- oder achtjährigen Kindern, die dich einkesselten und mit Messern fuchtelnd »*Awala!*« schrien. Wenn man sich zu wehren versuchte, und sei es nur durch Schubsen, konnte man von den Erwachsenen gelyncht werden, die lachend die Szenerie beobachteten. Diese Kinder klauten nicht aus Hunger – keinem Libyer mangelte es an Essen. Es war reiner Zeitvertreib, ebenso unterhaltsam wie Katzen die Schwänze anzuzünden oder Ratten mit Steinen zu erschlagen. Was ein Glück war: Denn um sie zufriedenzustellen, musste man nur demütig den Kopf senken und ihnen ein paar Dinar geben. Die Kinder schnappten sie sich, spuckten auf die machtlosen schwarzen Habescha und rannten unter Triumphgeschrei davon. Die einzige Art, auf dem Weg zum Markt nicht angegriffen zu werden, war, sich Geleitschutz eines libyschen Freundes zu erbitten. Wenn die Kinder dich mit einem Landsmann sahen, sagten sie nur mit wohlherzogenem Stimmchen »*Shabab!*«, und die Erwachsenen ließen dich in Ruhe. An dem Tag, als die libysche Polizei ihn schnappte, war der junge Mann ohne einen guten Libyer unterwegs gewesen.

Es gab einen dunklen Fleck an der Mauer, in dieser Ecke des großen Raumes. »Mein Fleck«, dachte der Junge. Er konnte ihn besser sehen, wenn er mit Stehen dran war. Wie viele waren sie hier drinnen? Er wusste es nicht. Hundert mindestens. Sicher war nur, dass sie nicht alle gleichzeitig liegen konnten, deshalb mussten sie in Schichten schlafen. Drei Bodenfliesen, so viel Platz stand jedem Gefangenen zu. Also musste man sich einen Kumpel suchen, mit dem man sich abwechseln konnte, einer stand auf einer halben Fliese, während der andere auf fünf plus ein Stückchen zu schlafen versuchte. Seiner hieß Tesfalem, aus Eritrea. Ihre Länder hatten vor kurzem einen jahrelangen Krieg gegeneinander beigelegt, und sie feierten den Frieden am Horn von Afrika, indem sie ihre Leiber auf den sechs Fliesen ineinander verschlangen, wie Zwillinge im Uterus derselben Mutter. So wurden sie Brüder.

Manchmal kamen die Wachen herein und schlugen sie, mal aus Langeweile, mal aus Überzeugung. An guten Tagen bekamen sie ein Stück Seife. Das Wasser reichte mehr oder weniger für ein Drittel der Leute. Am Anfang wäre der Junge fast gestorben wegen des Modergeruchs, doch dann starb er nicht, weil der Mensch sich an alles gewöhnt, oder an fast alles. Nach ein paar Tagen bemerkte er ihn gar nicht mehr. Nur die seltenen Male, wenn er auf den Hof durfte, hatte er anschließend das Gefühl, sein Kopf platze vor Gestank. »Ich halte das nicht aus«, dachte er jedes Mal, »ich sterbe.« Doch er lebte weiter. Er lernte die Augen zu schließen und sich vorzustellen, wie seine Füße über die nackte Erde liefen, seine Beine zwei Kolben, die Ellbogen verjagen die Straße. So vergaß er seinen erniedrigten Körper und schwelgte stundenlang in dem Glück, mit einem imaginären Körper zu laufen.

Diese stinkenden Mauern befinden sich wenige Kilometer von Tripolis' Zentrum entfernt, doch selbst die namenlose Oase war näher an der übrigen Welt als der große Raum. Im

Vergleich war die Wüste mit ihren GPS und Jeeps der Schlepper ein stark frequentierter Knotenpunkt im internationalen Verkehrsnetz. Dieses Gefängnis war eine Dunkelheit, aus der nicht das geringste Signal kam, ein für kein Fernrohr sichtbares schwarzes Loch. Für das, was hier geschah, hatte selbst Gott keine Worte.

Der Junge wusste nicht mehr, wie viele Monate er schon hier war. Seine Familie hatte keine Nachricht von ihm seit seiner Festnahme. *Wo ist er? Wie geht es ihm?* Als die Mutter zur libyschen Botschaft in Addis Abeba ging, um nach ihm zu fragen, hatte ein Angestellter mit schweren Augenlidern ihr mitgeteilt, dass der Name ihres Sohnes nicht in den Akten auftauchte. In Wirklichkeit hatte er gar nicht nachgeschaut.

Keiner der Gefangenen wusste, warum er hier war. Keiner wusste, wie lange er bleiben würde. Es gab Kranke, die jammerten. Andere flüchteten sich in unerreichbare private Traumbilder, und der Junge bezweifelte, dass sie in Freiheit überleben würden. Ein paar Privilegierte arbeiteten unbezahlt einige Stunden am Tag in den Häusern der Aufseher. Andere verbrachten ihre Zeit damit, sich die Muster ihrer Fingerkuppen mit der Säure aus ihren Handyakkus wegzuzüthen.

»Dublin, das Abkommen«, hatte ihm Tesfalem erklärt, sein Fliesenbruder: In dem europäischen Land, wo man erstmals registriert wird, muss man bleiben. Alle wollten sie über das Meer und in Italien an Land gehen, aber fast keiner wollte dort bleiben. Die meisten wollten weiter nach Deutschland, England, vor allem nach Skandinavien. Und wem würde es gelingen nachzuweisen, dass sie als erstes Festland Italien betreten hatten, wenn man bei ihnen nach der Landung keine Fingerabdrücke nehmen konnte? Der Junge gehörte zu den wenigen, die sich nicht stundenlang die Fingerspitzen verstümmelten. Sollten sie doch in Italien seine Abdrücke nehmen, seine Reise sollte ohnehin dort enden.

Tesfalem war wie alle Eritreer in dem großen Raum Kriegsdienstverweigerer. Er war vor einem zeitlich unbegrenzten Militärdienst geflohen, der auch zwanzig Jahre dauern konnte. Dies war sein zweiter Fluchtversuch. Beim ersten Mal hatten sie ihn geschnappt und in ein Gefängnis für Deserteure auf die Insel Nokra gebracht, auf dem Dahlak-Archipel. In dem Innenraum eines Lieferwagens hatten sie über hundert von ihnen wirklich übereinandergestapelt, um dann im Hafen von Massaua auf einer Fähre einzuschiffen. Ein halbes Dutzend Gefangene war während der Überfahrt totgequetscht worden. Die Insel war hell, vom Wind durchweht, das Meer hatte dieselbe Farbe wie die Ohrringe der Frauen, die zu Hause um ihre Männer weinten. Das einzige Gebäude war ein Steinhaus, hundert Jahre älter als die *talian*. Tesfalem verbrachte dort knapp ein Jahr, in die unterirdischen Verliese gesperrt mit fast tausend anderen Männern. Auf der kurzen Fahrt von der Mole dorthin hatte er auf dem Meer ein Boot liegen sehen. Es sah aus wie das eines Filmstars, weiß und groß wie ein herrlicher Vogel. Europäische Frauen in Bikinis hatten langsam auf dem Vorschiff getanz. Das war das Letzte, was er sah, bevor er im Untergrund verschwand.

Tesfalem erzählte dem Jungen, dass sie ihm einmal bäuchlings Hände und Füße auf den Rücken gefesselt hatten. So musste er fast zwei Wochen liegen bleiben, nur einmal am Tag durfte er aufstehen, um zu essen und die Latrine aufzusuchen. *Hubschrauber* hieß die Position, *elicotero*. Dann gab es noch *Jesus Christus*, die *Acht*, das *Hufeisen*, den *Reifen* (*Gesucristo*, *l'otto*, *il ferro* und *la gomma*), alles verlässliche Foltermethoden aus dem Erbe der italienischen Kolonialzeit. So hatte Tesfalem neue italienische Wörter gelernt.

Es waren nicht seine ersten. In Eritrea, erzählte er, fühlte man sich den alten Kolonisten irgendwie verbunden, was nicht auf Gegenseitigkeit beruhte. Der Junge berichtete seinerseits, wie Suor Giovanna ihm ihr reiches Land hinter diesen schmutzigen

Mauern jenseits des Meeres geschildert hatte. Einmal in Italien angekommen, wollte er ins Val Seriana fahren und ihr von dort eine Postkarte schicken. Tesfalem nickte bestätigend, das hatte sein Schwager, der jetzt in Göteborg lebte und durch Italien gekommen war, auch erzählt: »Wir Habescha wissen viel von den *talian*. Doch sie wissen nichts über uns, nicht einmal aus der Zeit, als sie da waren.«

Zuweilen, zwischen einer Prügelattacke, einem Durchfallkrampf und einem Albtraum im Halbschlaf, breitete sich Ruhe im Raum aus, empfindlich und erstaunlich wie eine Seifenblase. Dann redeten die Gefangenen über Fußball. Champions League, Nationalteams, dass die nächste Weltmeisterschaft in Afrika stattfinden würde und dies doch trotz allem ein Grund zur Freude sei. Die Somalier erzählten, dass in Mogadischu seit dem Kommando der Al-Shabaab-Miliz kurze Hosen verboten seien und man ohnehin nur noch in den von weniger rigiden Clans kontrollierten Stadtvierteln Fußball spielen durfte. Der Junge dachte an die Islamisten in Khartum, die ihm wegen eines offenen Hemdknopfes Beleidigungen nachgerufen hatten. Manchmal, wenn von Beckham, Zidane und Ronaldinho die Rede war, glühte ein Funken in den Blicken der eingepferchten Männer auf, wie Überreste eines lustigen Feuers. Der aber sofort erlosch, wenn aus der Nebenzelle die Schreie der vergewaltigten Frauen herüberklangen.

Der alte Attilio Profeti überquerte den Ponte Milvio, in der Hand die Autoschlüssel. Es war aufregend und beängstigend, so ganz allein unterwegs zu sein. Wie viele Jahre war das her? Immer war er von Pflegerinnen, Ehefrauen und Leuten umgeben, die ihn wie ein Kleinkind behandelten. Dabei hatte Attilio niemals aufgehört mitzurechnen – das war wichtig für den Wettkampf – und kannte sehr wohl sein Alter: 2008 minus 1915 machte dreiundneunzig Jahre, nur. Er war noch lange keine hundert.

Der Tiber hinter dem Brückengeländer hatte die gleiche Farbe wie das passierte Gemüse, das man ihm bei seinen letzten Untersuchungen im Krankenhaus vorgesetzt hatte. Ein Glück, dass Sie ihm hinter dem Rücken der Ärzte seine Leckereien mitgebracht hatte. Pastete, scharfes Hühnchen, Apfelkuchen. Alles wie immer köstlich. Aber jetzt dachte er lieber nicht an Sie. Jetzt wollte er wütend sein.

Die Taschen alter Menschen sind leer. Wozu braucht man eine Brieftasche, wenn man ohnehin immer und ausschließlich in Begleitung vor die Tür geht? Attilio Profeti kramte in seiner Hose und fand weder Ausweis noch Geldscheine, nur zwei Münzen. Er ging langsam, aber stetig, denn niemand sollte merken, dass er nicht den geringsten Schimmer hatte, wohin er ging.

Was nicht ganz stimmte. Er suchte das Auto, irgendwo musste es ja stehen. Er würde wegfahren damit, allen eine Lektion erteilen, vor allem denen, die ihn nicht ernst nahmen. Er würde nach Hause fahren, nach Lugo; seine Mutter, ja, die behandelte ihn gut. Ein undeutlicher Schmerz stieg aus seinem Solarplexus auf und erinnerte ihn gegen seinen Willen daran, dass Viola vor vielen Jahren gestorben war, als sie noch jünger war als er jetzt. Sie im Wettkampf besiegt zu haben bereitete ihm keine Befriedigung. Und noch jemand anderen hatte es gegeben, der viel jünger, als er es war, gestorben war und dessen Tod ihn traurig gestimmt hatte. Aber er konnte sich gerade nicht daran erinnern, wer das gewesen war.

Wie jeden Sonntag war Sie heute Vormittag in die Kirche gegangen. In den langen Jahren, in denen ihr Zusammensein der halben Welt verborgen geblieben war, hatte Attilio nicht einen einzigen Feiertag mit Ihr verbracht. Und auch später, als Eheleute, war Sie weiterhin allein zur Messe gegangen.

»Ich warne dich! Die Kirche toleriert nicht einen Hauch von Freiheit!« Wie oft hatte Attilio dieses Motto, von wem auch immer es stammte, schon zitiert, wenn Sie an den Feiertagen das

Haus verließ. Doch nun war wieder alles anders. Martina aus Moldawien besuchte sonntags immer den Gesprächskreis der Pflegekräfte (im Seitenflügel des Bahnhofs Termini bei Regen, bei Sonnenschein auf dem Piazzale dei Partigiani), und Anita wollte Attilio nicht mehr allein lassen. Also war er heute, wie an allen Sonntagen der vergangenen Wochen, mit ihr in den hässlichen Kirchenbau ihres Viertels gegangen. Und hatte die Predigt mit seinem Schnarchen unterlegt.

»Bewegend, was Don Giulio heute über das ewige Leben gesagt hat«, meinte Anita zu ihrem Mann, während sie ihm die Kirchenstufen hinunterhalf. »Schade, dass du es nicht mitbekommen hast.«

Attilio flatterte mit den Augenlidern, wie immer nach seinen kleinen, geräuschvollen Nickerchen. »Ich habe es genau mitbekommen«, hatte er leicht verärgert erwidert. »Die üblichen Ammenmärchen.«

»Das sind keine Märchen. Das ist die Heilige Schrift, die großen Trost spendet. Immerhin müssen wir alle mal sterben.«

»Sprich für dich!«, hatte Attilio ausgerufen und sich dann in trotziges Schweigen gehüllt. Die anderen drei Worte, die er sich mit neun Jahren geschworen hatte, sprach er nicht laut aus. Doch er ließ sie im Geiste kreisen wie drei geheime Rubine in der geschlossenen Faust: »Alle, außer mir.«

Von da an hatte Attilio ganz miese Laune. Zu Hause hatte er Sie hasserfüllt angesehen, als Sie ihm sagte, er solle sich bei den Pralinen zurückhalten. Und nachdem er Sie am Telefon mit dem Cousin aus Neapel hatte reden hören, der in ihrem Alter, also unverschämt jung war, hatte er gezischt: »Deshalb willst du also, dass ich sterbe.«

Anita hatte das schnurlose Telefon in die Basis zurückgestellt, sich ruhig zu ihm umgedreht und den Blick in ihn gebohrt wie eine Reißzwecke in die Wand: »Das will ich mal nicht gehört haben.«

»Ich weiß doch, dass du nur darauf wartest!«

Ihre Lippen verzogen sich zu einem halben Lächeln, das aber nicht bis in die Augen reichte.

»Liebling. Du bist müde. Ich gehe jetzt in die Küche und koche.«

Attilio hatte den restlichen Vormittag im Sessel verbracht, im Bauch ein nagendes Gefühl, das umso bitterer wurde, je weniger er sich an seinen Auslöser erinnern konnte. Kurz darauf, als Anita in der Küche lautstark die grüne Soße für das Rindfleisch pürierte, hatte er sich wieder Mantel und Hut übergeworfen – auf die Schuhe verzichtete er, zu kompliziert – und war in Pantoffeln mit den Autoschlüsseln in der Hand nach draußen gelaufen.

Nun lag der Fluss, den er auf gut Glück überquert hatte, in seinem Rücken. Er stand auf einem Platz mit einem Stück Grünfläche in der Mitte. Eine kaputte Schaukel pendelte an einer Kette herab, direkt daneben eine aus ihrer Verankerung gerissene Bank – das hatte wohl mal ein Aufenthaltsort für Kinder und Senioren sein sollen. Das wuchernde Grün war allerdings mit einem Gitter umzäunt. Zwischen dem Gitter und dem Rand des Bürgersteigs stand eine ganze Reihe von Plakataufstellern mit dem Aufdruck WAHLEN 2008.

Der Wahlkampf dieses Frühjahrs näherte sich dem Ende. Seit Wochen wurden mehrmals am Tag neue Plakate geklebt, immer eins über das andere. Die Schichten aus Papier und Kleister auf den Aufstellern hatten sich zu einer Art Basrelief aus Pappmaché verbunden. Oben Bruchstücke lachender Gesichter: Männer mittleren Alters, Frauen mit perfektem Teint, die eher nach Film als nach Politik aussahen, Regierende mit bestimmtem und wachem Blick. Aufschriften und Hintergründe waren durchweg in grellen Primärfarben gehalten. Nur ein Plakat war anders, und vor ihm blieb Attilio Profeti stehen, der in seinen sechzig wahlberechtigten Jahren in der

Republik Italien kein einziges Mal seine Bürgerpflicht versäumt hatte.

Im Gegensatz zu den anderen herrschten hier die gedeckten Farben vor. Auf ockerfarbenem Grund sah man das Profil eines Mannes mit ziegelroter Haut. Um seine Stirn lag ein Band aus kleinen blauen Perlen und auf dem Kopf erhob sich ein Kranz mit grau-weißen Federn. Seitlich hing etwas an seinen Wangen herab, das die bizarre Form einer Tierhaut hatte. Attilio musterte es verwundert. Ja, es war tatsächlich ein abgezogenes Fell, von einem Kaninchen vielleicht, oder einem Murmeltier.

Ein unverständliches Bild.

Attilio Profeti spürte, wie sein Geist in den Treibsand sank, der immer häufiger seine Gedanken verschlang. Verwirrt schaute er sich um, ob ihm jemand helfen könne, das Gesehene zu begreifen. Doch der Platz war menschenleer wie nach einer Razzia, das sonntägliche Mittagessen hielt die Bewohner des Viertels zu Hause. Attilio senkte den Blick und sah die Pantoffeln an seinen Füßen. Plötzlich stiegen wie Erinnerungsblasen aus dem Abgrund des Vergessens Bildausschnitte eines Films in sein Bewusstsein. Ein Mann mit Federschmuck auf dem Kopf tanzt, schlägt sich auf den Mund und stößt hohe Töne aus.

Klar doch! Fuß des Windes.

Sofort war Attilios Verwirrung wie weggeblasen. ›Das ist eine Rothaut.‹

Nun erst machte er sich die Mühe, auch den dicken Schriftzug darunter zu lesen.

Einwanderer kamen in ihr Land.

Heute leben sie in Reservaten.

Unten rechts, kleiner, neben dem runden Symbol der Lega Nord mit dem Umriss eines mittelalterlichen Kriegers, eine Kursivschrift in Rot, die den Leser ermahnte: Denk nach!

Zwei Abende zuvor war Ilaria fast eine Stunde durch die Straßen ihres Viertels gekurvt, um ihren Panda zu parken. Sie war zur schlimmstmöglichen Uhrzeit nach Hause gekommen, freitags früher Abend, wenn der Parkplatzmangel die Suche zu einer Art Reise nach Jerusalem werden lässt: Platz bekommst du nur, wenn du genau in dem Moment vorbeikommst, wenn jemand wegfährt. Erschöpft von langen Elterngesprächen, hungrig und mit großer Lust zu duschen war sie die Einbahnstraßen des Esquilins eine Viertelstunde, eine halbe Stunde, eine Dreiviertelstunde lang abgefahren und sich immer mehr wie die Ratte im Laufrad eines sadistischen Neurologen vorgekommen. Irgendwann hatte sie sich gefragt, ob sie nun für den Rest ihres Lebens mit dem Auto um den eigenen Wohnblock kurven müsste – im Namen der Wissenschaft. Wenn sie Elektroden an ihrem Kopf entdeckt hätte, die ihre Hirnreaktionen aufzeichneten, hätte sie sich kaum gewundert.

Heute, am Sonntag, war sie bei Anita mit Emilio und Attilio junior zum Mittagessen eingeladen. Ihr ältester Bruder Federico hielt sich gerade in Rom auf, eine der seltenen Gelegenheiten, dass Attilio Profeti seine vier Kinder alle auf einmal sehen konnte. Ilaria hatte entschieden, das Auto auf dem so mühsam errungenen Parkplatz stehen zu lassen. Zum Haus ihres Vaters würde sie die Metro nehmen und dann zu Fuß durch die Villa Borghese gehen, die im Aprilgrün erstrahlte. Am U-Bahn-Eingang der Linie A auf der Piazza Vittorio wurde sie wie so oft sonntags von einer exotischen Musik gefesselt. Sie tönte aus den Lautsprecherboxen von einer Bühne im Park, der sich heute in eine Zweigstelle des Punjab verwandelt zu haben schien: Frauen im Salwar Kamiz, die Männer mit langen Bärten und Turban.

›Ist das letzte Sikh-Fest etwa schon wieder ein Jahr her?‹, fragte sich Ilaria verwundert. Guru Nanaks letzten Geburtstag hatte sie noch in guter Erinnerung. Sie hatte köstliche Malai Kofta und Safranreis verzehrt. Heute aber hatte sie weder Zeit

noch Lust. Flugübungen von Papierdrachen am chinesischen Neujahrsfest – schon gesehen. Curryspeisen beim Diwali-Fest – schon probiert. Fair gehandelte Produkte an den Ständen von Intermundia – schon gekauft. Sie hatte keinen Überblick mehr, an wie vielen Festen auf der Piazza Vittorio sie teilgenommen hatte. Oft waren die Fernsehkameras der Regionalsender mit gut frisierten Reporterinnen anwesend, die garantiert in anderen Vierteln wohnten, sich aber irre interessiert an »dieser neuen Realität« zeigten. In ihren Beiträgen wie auch in den Artikeln der römischen Tageszeitungen wurden mit viel Enthusiasmus und zivilbürgerlichem Eifer Worte wie *Toleranz*, *Versuchslabor*, *Zusammenleben*, *multikulti* benutzt. Sie zitierten aus dem kürzlich angelaufenen Film über das Orchester, das die verschiedenen musikalischen Traditionen des Viertels versammelt und sich nach der Piazza Umbertina benannt hatte. Mit aufgerissenen Augen riefen sie in die Kamera: »Der Esquilin ist die Zukunft!«

Ilaria sieht die Dinge ein bisschen anders. Ihr Wohnviertel, in dem sie seit Jahrzehnten die Milch in der Bar unter ihrer Wohnung kaufte, verzweifelt einen Parkplatz suchte, ein paar Worte mit den Nachbarn wechselte, auf dem Bürgersteig den Hundekacke-Slalom vollführte, dieses Viertel konnte nichts dabei gewinnen, in die dünne Sphäre des Symbolhaften katapultiert zu werden. Die Kinder, die sie täglich unterrichtete, teilten sich seit der Grundschule die Schulbank mit Chinesen, Marokkanern, Philippinen und Italienern, doch sie hätte nie bemerkt, ein »Versuchslabor des Zusammenlebens« zu sein. Was sie aber bemerkte, war das Regenwasser, das seit letztem Herbst durch ein Loch in der Decke der Turnhalle tropfte, und dass das Geld für die Reparatur, das von Kommune, Schulamt und Ministerium zugesichert worden war, nicht floss, das schon. Solche Reden waren ihr genauso suspekt wie die scheinbar gegensätzlichen Reden, die sie mittlerweile für komplementär hielt und in denen die Ortsbezeichnung Esquilin stets mit den Begriffen

»Verfall« oder »Überfremdung« kombiniert wurde. Sie hatte den Eindruck, beide dienten bloß der Untermauerung vorgefertigter Weltbilder und weniger dem konkreten Leben der Bewohner. Propaganda.

Ilaria wollte gerade in dem Schacht der Metropolitana verschwinden, als ein junger Mann in Hemd, weiten Hosen und Schlapphut wie zu Zeiten des Roms der Päpste ihr einen Zettel in die Hand drückte. Hinter dem Slogan »Wir geben Rom den Römern zurück!« standen verschiedene Logos der extremen Rechten.

Rund ein Dutzend Personen, fast alle verkleidet, verteilten die Flyer. Ein Mann, passenderweise mit deformiertem Boxergesicht, im Gladiatorenkostüm; eine kleine Matrone in weißer Tunika mit goldenen Staniolkrönchen auf den Locken wie in den Reliefs der Ara Pacis; eine junge Magd im volkstümlichen Rock des neunzehnten Jahrhunderts, deren große Brüste aus der bauschigen Bluse hervorquollen.

Überwacht wurde die Flyerverteilung von einem Mann um die vierzig, den Ilaria an seinen schlichten, scharf geschnittenen Gesichtszügen erkannte. Er war der Chef der fundamentalistischen Christen, die vor Jahren, als im Parlament um die künstliche Befruchtung gestritten wurde, das Viertel mit den Fotos blutiger Föten tapeziert hatten.

»Heute ist der Geburtstag unseres Heiligen Vaters«, sagte der Mann an eine kleine Zuhörerschaft aus jungen Glatzen und alten Männern gewandt. »Aber in Rom, der Hauptstadt der Christenheit, Reich des Heiligen Stuhls, wird ein indischer Guru gefeiert. Ausgerechnet hier, auf der Piazza Vittorio, mitten im Herzen des christlichen Dreiecks! Schande!«

Ilaria steuerte um die Gruppe herum und lief direkt in Lina hinein.

Die alte Nachbarin steckte in einem Mantel, der die Farbe eines nassen Hundes hatte und den sie von September bis Juni

trug. Neben ihr zwei Altersgenossinnen, genau wie sie näher an den siebzig als an den sechzig. Ihre sechs Füße klapperten einstimmig über das glatte Pflaster der Arkaden, mit den kraftvollen Schritten von Menschen, die ein klares Ziel vor Augen haben. An die Brust gedrückt hielten sie Stift und Notizblock.

Ilaria hatte Lina und ihre Freundinnen schon häufiger an Feiertagen nachmittags oder wie heute nach der Sonntagsmesse durch das Viertel gehen sehen. Sie waren allesamt Witwen von Polizeibeamten und hatten sich seit einigen Jahren gefunden, um auf den beruflichen Spuren ihrer lieben Verstorbenen den Esquilin zu überwachen. Auf irgendeine Art hatten sie die Faxnummer der Privatsekretärin des Bürgermeisters von Rom herausgefunden und schickten ihr Listen kleiner und großer Klagen, die sie per Hand zusammenschrieben: Löcher im Asphalt, Abfallberge neben den Mülltonnen, mit Laub verstopfte Abflussgitter. Sie hatten noch nie eine Antwort bekommen. Als Lina ihr das erzählte, hatte Ilaria vor ihrem inneren Auge Berge von Thermopapier gesehen, die in der Ecke eines menschenleeren Verwaltungsbüros zu Boden glitten. Doch das offizielle Schweigen hatte sie nie entmutigen können. Im Gegenteil: Wenn in einem bestimmten Zeitrahmen nach ihrem Hinweis tatsächlich ein städtischer Kleinlaster kam und die kaputte Birne einer Straßenlaterne austauschte oder ein Gully gesäubert wurde, werteten die drei Freundinnen dies völlig uneitel, aber auch ohne falsche Bescheidenheit, wenigstens teilweise als ihren Erfolg. Beim Anblick der alten Damen, die bei ihren Kontrollgängen die Neugierde von Forscherinnen mit der Vertrautheit des eigenen Schlafzimmers kombinierten, bekam Ilaria immer gute Laune.

Lina zeigte mit dem Kinn auf die angeblichen Statisten der römischen Vergangenheit. »Ach, Ilaria, denen ist der Esquilin doch genauso egal wie mir der Nordpol. Oder noch egal, denn ich mag wenigstens Pinguine.«

Lächelnd betrat Ilaria die U-Bahn.

Anita war eine exzellente Köchin, verstand aber überhaupt nichts von Wein. Als sie die Tür öffnete, drückte Ilaria ihr eine Flasche in die Hand.

»Danke, meine Liebe. Du bist die Erste, deine Brüder sind noch nicht da.«

»Wo ist Papà?«, fragte Ilaria mit Blick auf den leeren Sessel.

»Wieder mal abgehauen.« Die Frau ihres Vaters klang ganz gelassen. »Diesmal hat er die Autoschlüssel mitgenommen.«

»Was? Aber er kann doch nicht fahren. Er ist ein öffentliches Verkehrsrisiko!«

»Ja, das stimmt, in der Stadt lasse ich ihn auch nicht fahren. Nur auf der Autobahn.«

Ilaria kniff die Augen zusammen und wartete schweigend auf die Erklärung, dass dies ein Witz war. Doch Anita sagte nichts.

»Das verstehe ich nicht ...«, stieß Ilaria hervor, »du hältst also einen Neunzigjährigen, der mit hundert Stundenkilometern zwischen den Lkw rumkurvt, für eine gute Idee?«

»Warum nicht? Er muss nur den fünften Gang einlegen, dann fährt er ganz ruhig.«

»Äh, ... ihr seid komplett verrückt! Und du bist noch verrückter als er, weil du nicht die Ausrede des hohen Alters hast.«

»Oh, wie melodramatisch! Dein Vater ist doch keine hundertzwanzig.«

»Nein, genau, sondern erst dreiundneunzig. Ein junger Hüpfen.«

Wie immer, wenn sie überführt wurde, lenkte Anita ein. »Ich weiß, ich weiß. Aber was soll ich machen, für mich bleibt er nun mal immer so jung wie damals, als ich ihn kennenlernte ...«

»Als du ihn kennenlernetest, war er schon lange kein junger Hüpfen mehr«, dachte Ilaria. Er war fünfzig, hatte eine Frau, drei Kinder und einen Kredit für eine herrschaftliche Wohnung abzubezahlen, der seine Möglichkeiten überstieg.

Doch die ohnehin mühselige Aufgabe, jemandem reale Fakten nahezubringen, die er nicht hören will, war bei Anita hoffnungslos. Ihr fügsames Lächeln brach sofort auf wie eine überreife Frucht und beendete jede Diskussion. Ilaria ließ ab und seufzte halb genervt, halb besorgt.

»Also gut, was machen wir? Soll ich ihn suchen gehen?«

»Ganz ruhig, meine Liebe. Dein Vater kommt immer zurück.«

Federico fand ihn dann. Er stand reglos neben einem Zeitungskiosk und betrachtete verwirrt den Verkehr.

»Papà!«, rief sein Ältester aus dem Taxi heraus, das rechts ran gefahren war. »Was machst du hier? Komm, steig ein!«

Attilio gehorchte mit gleichgültiger Sanftmut. Ohne Gruß stieg er auf der Seite ein, wo Federico ihm die Tür aufhielt, und ließ sich schwer auf die Rückbank fallen.

»Immer unterwegs, was?«, meinte sein Sohn gut gelaunt. »Schön, schön, gut so. Es lebe die Freiheit.«

Attilio betrachtete den Mann um die fünfzig, seine blauen Augen, die ihn an etwas erinnerten, das helle Jackett über dem sportlichen Körper. Seine langen Haare wie die eines Touristen waren sonnengebleicht, mit mädchenhafter Geste strich er sie sich immer wieder aus der Stirn.

»Du bist der, der in Mexiko lebt.«

Federico lachte leise auf. »Genau! Der bin ich höchstpersönlich. Und morgen kehre ich nach Mexiko zurück. Ich hatte in Rom ein paar Nervigkeiten zu regeln. Im Übrigen, wo wir schon dabei sind ... Ich habe hier etwas.«

Aus einer aus Lederriemen gewebten Tasche zog er ein paar Blätter und einen Stift.

»Erinnerst du dich noch an die Bürgschaft, die du für den Kredit meines Pubs geleistet hast? Sie ist abgelaufen und muss erneuert werden. Ich muss sie morgen unterschrieben zum Notar bringen. Weil der Notar ein Freund ist, drückt er ein Auge

zu, wenn du nicht in seiner Anwesenheit unterschreibst. Dann musst du nicht extra dorthin, Autofahren, Parkplatz suchen ... Wenn du jetzt unterschreibst, können wir uns das ganze *Amba-radam* sparen.«

»Sag nicht dieses Wort, sag einfach Tamtam«, brummte Attilio mit düsterem Blick, nahm aber den Stift. Seine Hände zitterten, und bei den Fahrbewegungen des Autos konnte er nicht einmal den Stift ansetzen.

»Warte, wir sind gleich da«, sagte Federico. Das Taxi erreichte Anitas Häuserblock. »Hier ist es, bitte.«

Als der Wagen stand, legte der Sohn die Unterlagen auf die Tasche. Konzentriert und wortlos unterschrieb der Vater die Papiere, die er eins nach dem anderen vorgelegt bekam. Dann half ihm Federico aus dem Taxi und ging mit ihm zur Haustür, um zu klingeln. Aus der Sprechanlage erklang eine metallene Stimme: »Wer ist da?«

»Anita, ich bin's, Federico. Ich habe Papà hier.«

»Ah, zum Glück!« Die Stimme entfernte sich, an jemanden im Zimmer gewandt. »Er wurde gefunden. Er ist unten bei Federico.«

»Ich schicke ihn dir mit dem Aufzug hoch.«

»Was heißt das, du schickst ihn hoch? Und du? Kommst du nicht?«

»Nein, entschuldige. Ich fliege morgen wieder und muss noch tausend Sachen erledigen.«

»Aber das Mittagessen ist doch extra für dich ... Wir haben uns seit Jahren nicht mehr alle zusammen gesehen.«

»Tut mir leid, Anita, ich schaffe es wirklich nicht. Das nächste Mal nehme ich mir alle Zeit der Welt.«

Federico brachte seinen Vater zum Aufzug, öffnete ihn und half ihm hinein. Er legte seine Arme um ihn und drückte mit gespitzten Lippen zwei Küsse in die Luft. Der Vater tat es ihm nach wie Kinder, die die Gewohnheiten der Erwachsenen nach-

ahmen, ohne sie recht zu verstehen. Die gläsernen Türen des Aufzugs wollten sich schließen, doch Attilio hielt sie mit der Hand auf.

»Du bist nicht reich geworden, oder?«, fragte er seinen Erstgeborenen skeptisch.

Federico lächelte ihn fröhlich an. »Nein, Papà. Reich nicht. Aber ich komme zurecht.«

Dann fuhr der Aufzug, den Anita bestellt hatte, hinauf in den fünften Stock.

Federico wartete, bis er weg war, und verließ die Halle. Er ging über den Bürgersteig zu dem wartenden Taxi. Er öffnete gerade den Wagenschlag, als aus der Sprechanlage eine aufgeregte Stimme schrillte.

»Federico! Federico, bist du noch da?«

Er kehrte um und näherte den Mund der Anlage.

»Ja, Anita, was ist los?«

»Papà will dir etwas sagen.«

»Ja, aber schnell, mein Taxameter läuft ...«

Ein Rauschen, während der Hörer in unsichere Hände gegeben wurde, dann Attilios Stimme.

»Federico.«

»Ja, Papà?«

»Hör zu. Ist es lange her, dass wir uns gesehen haben?«

»Nein ... nicht sehr lange. Letzten Sommer habe ich dich besucht. Vor weniger als einem Jahr.«

»Aha. Dann kommst du diesen Sommer wieder?«

»Das schaffe ich wahrscheinlich nicht, Papà. Vielleicht nächstes Jahr. Aber du kannst mich ja besuchen kommen. Es ist schön in Playa del Carmen. Und Meer gibt es auch.«

»In Ordnung, ich werde es Anita sagen. Sie reist sehr gerne.«

»Bestens, ich erwarte euch. Ich muss jetzt los. Ciao.«

»Ciao, ciao ...«

»Ach, Papà: Ich liebe dich.«

Doch die letzten Worte gingen in einem scharfen, hohen Pfeifen unter. Der Hörer schien nicht richtig eingehängt worden zu sein.

Das Taxi war gerade erst losgefahren, als Federico eine SMS von Emilio erreichte: DU BIST SO SCHEISSE WIE IMMER. VIELLEICHT LEBT PAPÀ IN EINEM JAHR NICHT MEHR. NUR WEIL ER MIT 93 NICHT MEHR WÜTEND WIRD.

Federico tippte zurück: GIB IHM DEINE SMS ZU LESEN, DANN WIRD ER WÜTEND. ABER AUF DICH. Als er auf »Senden« drückte, schaltete der Fahrer gerade das Radio an. Die Fußballspiele wurden angepfeifen.

Das Essen zu Federicos Ehren ohne Federico verzehrte Attilio Profeti mit mechanischer Gier und gesenktem Kopf. Ihm fielen fast die Augen zu, und er sagte keinen Ton, völlig erschöpft von seinem Narrenstreich. Anita redete die ganze Zeit in den schillerndsten Farben über die Rezepte der Speisen, die locker für die doppelte Anzahl von Gästen gereicht hätten. Ilaria, Emilio und Attilio junior hörten schweigend zu. Niemand hatte Lust, das flüchtige Auftauchen – besser gesagt die Stimme in der Gegensprechanlage – des älteren Bruders zu kommentieren. Doch andere Themen wollten ihnen nicht einfallen, da sie allesamt an ihn dachten.

›Wie lange war er jetzt in Italien? Ob er Mamma besucht hat?‹ Ilaria konnte ihre Mutter nicht fragen. Denn im Zweifelsfall hätte sie Marella damit erst offenbart, dass ihr Ältester in Rom gewesen war, ohne sich bei ihr zu melden. Und die Mutter würde niemals glauben, dass auch Ilaria ihn nicht gesehen hatte, mit all den stummen, aber umso schmerzhafteren Klagen, die das nach sich gezogen hätte. Und als Emilio vor dem ersten Gang wütend auf sein Handy eintippte, war ihr klar gewesen, an wen die SMS ging.

Als Emilio und Federico noch auf demselben Kontinent lebten, hatten sie ihre Zeit damit verbracht, sich gegenseitig

wegzunehmen, was wegzunehmen war: Spielzeug, Stifte, Spielkameraden, Freundinnen, Verlobte. Ilaria war sehr viel jünger als sie, so dass die Rivalität ihrer Brüder quasi über ihren Kopf hinweg ausgetragen worden war (manchmal auch tatsächlich mit Schlägen oder Beleidigungen), ohne sie stark zu berühren. Wie jede ordentliche Fehde war auch diese endlos und nicht durch vernunftgesteuerte Ratschläge von außen zu befrieden. Wer mit ihr konfrontiert wurde, hielt sich besser raus. Leider hatte es diverse Frauen gegeben mit ansehnlichem Äußeren und der Neigung, Schmeicheleien ernst zu nehmen, die erst zu spät begriffen hatten, dass sie lediglich als Schlachtfeld für den Brückerkampf herhalten mussten. Federico und Emilio gingen aufeinander los, ein unaufhörliches Duell mit Stichwaffen, dessen Verlauf mit Freundschafts- und Beziehungsleichen gepflastert war. Gefangene wurden nicht gemacht. So war es auch kein Zufall, dass Emilio erst heiratete und Kinder bekam, als der ältere Bruder endlich Italien verlassen hatte. Wenn Ilaria sich in diesem Krieg hätte positionieren müssen, wäre sie vielleicht eher auf Federicos Seite gewesen. Denn der hatte sich wenigstens nie für diese raubtierhafte, primitive Rivalität entschuldigt. Emilio hingegen stellte seine Eroberungen zu Federicos Schäden, wie Freundinnen des älteren Bruders, die er schnell mal gevögelt hatte, als legitime Verteidigung und gerechte Revanche dar für das, was er hatte erleiden müssen. Das verlieh seinem Tun in Ilarias Augen einen unangenehm weinerlichen Beigeschmack. Jedenfalls blieb bei all der wütenden Aufmerksamkeit, die die beiden einander entgegenbrachten, für sie selbst wenig übrig. Vielleicht verstanden Ilaria und ihr jüngerer Halbbruder Attilio sich deswegen so gut: Beide fanden hier das Geschwisterverhältnis, das sie sonst nicht hatten.

»Selbst die Krümel hast du noch weggeputzt!« Anita wies auf den leeren Teller ihres Mannes, dem sie gerade ein dickes Stück Birnenkuchen serviert hatte. Seit sie in Pension war, hatte sie im

Großen und Ganzen drei Hauptbeschäftigungen: enorme Mengen Nahrungsmittel einzukaufen, sie in köstlichste Mahlzeiten zu verwandeln und Attilio vorzuwerfen, dass er sie verzehrte. Er reagierte mit einer Mischung aus Gleichgültigkeit, aufgrund seiner großen Müdigkeit, und dem vagen Gefühl des Kleinkindes, dem gerade bestätigt wurde, im Zentrum der Aufmerksamkeit zu stehen. Er erhob sich mit auf den Tisch gestützten Armen und wankte zu seinem Sessel, in dem er schon wenige Minuten später zu schnarchen begann.

Ilaria half Anita beim Tischabdecken und Spülen, während im Fernsehen die Lokalnachrichten liefen. Mit einem Mikrofon vor dem kleinen Fuchsgesicht verkündete der Bürgermeisterkandidat der Rechten, die Sicherheit in Zeiten von Einwanderung und Kriminalität verteidigen zu wollen. Die zwei Begriffe schienen wie durch ein naturgegebenes Band miteinander verbunden, für das es keine Nachweise brauchte. Einwanderung, Kriminalität: zwei untrennbare Seiten derselben Bedrohung für brave Staatsbürger. Sein Wahlprogramm sah Bürgerwehren vor, die eine feinmaschige Überwachung aller Straßen gewährleisteten. Ilaria fielen die herrischen Schritte von Lina und ihren Freundinnen ein. Das Letzte, was der Esquilin brauchte, waren Bürgerwehren, zumindest solange es die Damen gab. Sie musste unwillkürlich lachen.

Anita hob den Kopf vom Abwasch. »Was gibt's zu lachen?«

»Nichts. Ich musste gerade an Bekannte von mir denken.«

Nun folgte ein Interview des Kandidaten des Mitte-Links-Bündnisses. Sein Vorschlag zur Beruhigung der Bürger war die Verteilung eines Anti-Vergewaltigungsarmbandes: ein Gerät für das Handgelenk, das Alarm schlägt und den Standort übermittelt und an Frauen aus den Randbezirken und Vierteln mit hohem Ausländeranteil verteilt werden sollte.

Schlagartig verging Ilaria das Lachen. Wie auch immer die Wahlen ausgingen, wenn es sonst keine Alternative gab, waren sie schon verloren.

